

Die Abkunft der Rumänen.

Von J. Peisker.

Seit Aufblühen der Wörter- und Sachenforschung dämmert es immer mehr, daß für die Abkunft eines Volkes dessen Sprache allein kein entscheidendes Kriterium abgeben kann, Rasse, Charakter und Lebensweise desselben mit in Betracht gezogen werden müssen. Insbesondere, wenn es sich um ein Wandervolk handelt, welches keine abgeschlossenen Wohnsitze innehatte, sondern mit einem anderen oder gar mehreren ansässigen Völkern in Symbiose zusammenlebte.

Als ein solches Volk erscheinen im Mittelalter auf der Hämushalbinsel die Wlachen¹, rumänisch sprechende Schafwanderhirten, ohne Ackerbau. Sie kommen jährlich um die Osterzeit mit ihren Herden samt Weib und Kind auf gemietete Sommerweiden von 1000—1500 *m* Höhe in allen Gebirgen der Halbinsel und hausen dort in oft nur aus Rohr- oder Weidenflechtwerk gefügten, halb unterirdischen Hütten mit Strohdach, von denen mehrere ein Dörfchen, Lager (Katun) ausmachen, denn sie leben immer beisammen in manchmal 60—100 Personen starken Gesellschaften von einigen Familien. Sie weiden viele Tausende von Schafen, Ziegen und Pferden, aber kein Rind. Unter den Männern findet man mitunter ziemlich schöne Typen, aber die Weiber sind häßlich, denn von Jugend an ruht alle Hausarbeit auf ihnen. Ihre meist aus Milch und Käse bestehende Kost versüßen sie mit geschmorrtem Splint junger Buchen, was, wie das herbstliche Niederbrennen der Weideplätze zur Förderung des Graswuchses im Frühling, die Waldverwüstung und Verkarstung fördert. Im Sommer kommt der Wlache auf die Welt und stirbt hoch auf den Bergen. Er heiratet nur eine Wlacin. Die Hauptbeschäftigung in dem Katun ist das Melken und

¹ Pouquille, Voyage dans la Grèce, II, Paris 1820, S. 208 ff. — St. Novaković, Selo, Belgrad 1891. — Konst. Jireček, Fürstentum Bulgarien, Wien 1891, S. 118 ff., 186 ff. — G. Weigand, Aromuren, I, Leipzig 1895, S. 39, 87, 134, 186, 266 ff., 272, 301 ff.

die Butter- und Käsebereitung sowie zweimal jährlich die festlich eröffnete Schafschur. Gegen Fremde sind sie gastfreundlich; die bulgarischen Freischärler aus den Zeiten vor der Befreiung vom Türkenjoch erzählen von ihnen nur Lobenswertes (Jireček 119 ff.).

Auf den Alpen weiden die Wlachen von Ende April bis Ende Oktober. Dann laden sie Frauen, Kinder, Milchkübel, Küchengeschirr, Decken und sonstiges auf ihre Saumpferde und treiben die Herden mit ihren großen Wolfshunden zum Winterquartier, mit Vorliebe an ein sonniges, schneearmes Gestade, wo die Tiere genügend Nahrung — und Salz finden. Sie sträuben sich gegen ein Wintern am Fuße desselben Gebirges, wo sie gesömmert haben, nicht etwa aus tausendjähriger Gewohnheit oder wegen des angeborenen unsteten Charakters, sondern weil dort der Schnee zu hoch zu liegen und das unentbehrliche Scharrfutter zu sperrn pflegt, so daß die Herden ohne Heufutter verhungern und mit ihnen die Hirten selbst zugrundegehen müßten. Die Wlachen Montenegros sömmerten ja auf den damals noch üppigen Triften des Lovćen und winterten nur wenige Kilometer tiefer an der Küste vom Primorje südlich von Cattaro. Sonst ziehen die Wlachen langsam, manchmal auch zwei Monate, zum Wintern und im Frühling beginnt wieder der langsame Zug auf die Sommerweide in die Planinen (Alpen).

Es ist immer eine Anzahl Familien, die demselben Ziele zustrebend sich vereinigen, um in Gemeinschaft die Mühen der nicht ungefährlichen Wanderung zu überstehen. Wird die Gegend durch Viehräuber unsicher gemacht — denn mit den Hirten verschwinden auch die Räuber — so stellen sich wohlbewaffnete Männer an die Spitze des Zuges. Ihnen folgt in langer Reihe der Zug der schwerbeladenen Saumpferde. Größtenteils sich selbst überlassen, suchen die Tiere die sichersten Stellen des Weges auf und wissen geschickt solche zu vermeiden, die ihnen durch Anstoßen mit den überaus breiten Ladungen gefährlich werden könnten. Als Nachhut folgen bewaffnete Männer. Von einem Tage zum anderen wird der Zug kleiner, je nachdem die Familien sich gruppenweise trennen, bis die am weitesten Wandernden in kleiner Anzahl in ihren Winterplätzen ankommen. Eine Erkrankung oder Geburt hält die Karawane nicht auf. Die Wöchnerin wird mit dem Säugling auf Decken zwischen die Lastballen eines Maultieres gebettet und weiter geht der Zug. Um Kosten zu sparen, wird fast immer im Freien genächtigt (Weigand 133). Eigene

Berge besitzende Wlachen leben behaglich und im Wohlstand, auch ihre Sommerplätze enthalten gutgebaute Häuser, die im Winter leer stehen. Die trefflichsten Winterplätze bietet die thessalische Ebene, besucht nicht allein von Wlachen, sondern auch von Albanesen, selbst von den Gegen aus der Umgebung von Dibra. Welche keine eigenen Berge besitzen, müssen beiderlei Weiderecht, für Sommer und Winter, erkaufen. Wollen sie sich aber Abgaben entziehen, dann befinden sie sich monatelang auf der Wanderung mit Familie, Hab und Gut und mit kaum nennenswertem Hausrat. Wohin der Tschelnik die Horde führt, dahin folgt sie, ihm die Sorge für den Erfolg überlassend. Von der Adriaküste bis in die Berge Bulgariens und Serbiens, bis nach Morea erstrecken sich ihre Züge (Weigand 301 ff.).

Jede Sippe hält sich unter der Leitung des Tschelnik, im Norden Kechejá (türkisch) genannt, mehr für sich. Mehrere Sippen bilden ein Geschlecht, innerhalb dessen Wechselheiraten stattfinden (S. 275). Der Tschelnik hat 20—200 Familien „hinter sich“, ist ihr fast unumschränkter Herrscher. Er bezahlt sämtliche Steuern, Mietgeld und Grenzzoll und hebt dafür von den Mitgliedern 20 Para für jedes Schaf ein. Die Hauptmasse der Herde ist jedoch sein Eigentum und manche haben bis 10.000 Stück. Seine Schäfer erhalten ein Deputat in Naturalien und Kleidung, der Ertrag an Wolle gehört aber ihm allein. Er schlichtet alle Streitigkeiten, seinem Urteil unterwarf man sich ehemals unbedingt, es stand ihm sogar das Recht über Leben und Tod zu (S. 186), denn bis in die Gebirge hinauf reichte der Arm des Staates nicht, der Tschelnik allein war für alle Frevel dem Staate haftbar und mußte andererseits für die Abwehr der Viehräuber Sorge tragen. Dies erforderte eine gewisse militärische Organisation der Horde, dadurch war jedoch seine Machtvolle noch nicht erschöpft. Der ansässigen Bauernschaft und der Staatsgewalt gegenüber traf sie zwar auf feste Schranken, aber was die Tschelnike untereinander auszufechten hatten, war den Behörden gleichgültiger. Man kann somit auch von auswärtigen Angelegenheiten eines Tschelnik sprechen, in Fried' und Fehde. Streitigkeiten um Weideplätze, verlaufenes oder geraubtes Vieh, vielleicht auch Frauenraub u. a. mußten möglichst unauffällig geschlichtet werden, um erpresserischen Beamten keinen Anlaß oder Vorwand zur Einmischung und Verhängung empfindlicher Bußen zu geben. Andererseits hatten Tschelnike auch gemeinsame Interessen und dies führte

ohne Zweifel zu Waffenbrüderschaften, ja sogar zu Geheimbünden gegen den Staat selbst. Wahlbrüderschaften unter einzelnen Wlachen sind heute noch üblich und werden unter gewissen Zeremonien kirchlich eingesegnet (Jireček, S. 119 f.).

Die Verschiebungen der politischen Grenzen mit deren Zollämtern und die Aussicht, den Viehzehent einigemal des Jahres in verschiedenen Staaten leisten zu müssen, haben dieser Wanderwirtschaft sowohl im Mittelalter als auch in der Neuzeit große Hindernisse entgegengestellt und viele Wlachensippen genötigt, ihre Winterlager näher der Sommerweide aufzuschlagen (vergl. Jireček 120) und für die Zeit mit Hochschnee Wintervorräte anzulegen: der erste Schritt zur Halbansässigkeit und einigem Ackerbau, Verminderung der Schafherden und Aufnahme von Rind und Schwein in den Wirtschaftsbetrieb.

Auf den Wanderungen zwischen Sommer- und Winterweide rasten die Wlachen auf der ganzen Strecke auf bäuerlichen Gründen, welche, wenn besät, von den Besitzern geäunt werden müssen. Während dieser Zeit leben Bauern und Hirten in Fried' und Streit in Symbiose. Diese Symbiose gab allen Balkanvölkern und Staaten ein gar merkwürdiges, von dem unserigen gänzlich abweichendes Gepräge, wie es in dieser Schärfe nur noch in gewissen Grenzgebieten des zentralasiatischen Wüstengürtels überboten und von Middendorff also zusammengefaßt wird:

„Der stets nur Feldbau treibende Tadschik steht . . . als Ackerbauer immer dem Viehzucht treibenden Nomaden türkischen Stammes gegenüber, und dennoch hat eine, von höherem Gesichtspunkte dareinschauende Staatswirtschaft diese beiden Gegensätze nur als zwei, zwar sehr heterogene, aber nichtsdestoweniger sich mit unumgänglicher Notwendigkeit ergänzende Bestandteile derselben Einheit des Landwirtschaftsbetriebes jener Gegenden aufzufassen . . .“¹

Das gilt auch von den Balkanstaaten des Mittelalters, mit dem Unterschiede, daß deren Bauernschaften keine Vegetarier mehr waren, sondern bereits allerlei Hausvieh besaßen, insbesondere Rind und Schwein.

Über die nomadobäuerliche Symbiose bietet die serbische Geschichte die reichsten Aufschlüsse² und die gelten auch für die übrigen Balkanländer. Geradezu jede altserbische

¹ A. v. Middendorff, Einblicke in das Ferghana-Thal (Mémoires de l'Acad. de St.-Petersbourg VII^e sér. tome 29 (1881) S. 263.

² Novaković, S. 18 ff.

Urkunde ist ein Zeugnis dafür, wie zahlreich und für den Staat wichtig das wlachische Wanderhirtentum gewesen ist. Jahrhunderte lang fast in allen seinen Stämmen und Geschlechtern, im Gegensatz zu der slawischen Bauernschaft, an keine Scholle gebunden, war es ein ungleich freieres Element als das den Staat tragende Serbentum. Der Wlache genoß, wie einst der Germane, die zweckmäßigste Kost; führte, immer in Freiluft, auch sonst eine geist- und körperstählende Lebensweise, stets auf der Hut und im Kampfe mit Wolf, Bär und Viehräuber, im Sommer hoch auf den Alpen, des Winters an einer milden Küste. Als Hirte in zwei günstigen Jahren ein reicher Mann, wie es bei einem Bauer gar nicht denkbar ist, konnte er in wenigen Tagen verarmen, wenn im Vorfrühling hoher Schnee fiel oder der Frost mit einer Eisschicht den Schafen das Scharrfutter sperrte und die Herden dezimierte. So pendelte er stets zwischen Überfluß und Darben und lernte allen Schicksalsschlägen trotzen. Zu einem Neid gegen den schwer arbeitenden Bauer hatte er keinen Anlaß. Seine Länder- und Menschenkunde von Stadt und Land, sein reicher Besitz des einzigen möglichen Transportmittels, des Saumpferdes, machte ihn zur treibenden Kraft im Karawanenhandel, namentlich mit Salz aus den Adriasalinen, bosnischem Blei u. a. sowie auch mit eigenen Produkten der Viehwirtschaft (Käse, Wolle, Häute), der Hausindustrie und vielfachen Kunstgewerbes. Der wlachische Käse war für die Seestädte unentbehrlich und diente in Broten gesetzlich bestimmten Gewichts sogar als Zahlungsmittel.² Alles das führte zu einer gewissen geistigen Überlegenheit der Wlachen, „und — eine seltsame Erscheinung! — fast jeder kann lesen und schreiben. Diese Kenntnis lernen sie einer vom andern“, berichtet i. J. 1882 über die südserbischen Wlachen, teils noch rumänisch sprechende Zinzaren, teils Griechen (gräzisiert), der darüber ganz erstaunte serbische Historiker Miličević.³

Der Wlache führte demnach nicht nur eine von der serbischen Bauernschaft grundverschiedene Lebensweise, sondern auch ein ganz anderes geistiges und Gefühlsleben. Der Verkehr zwischen den beiden Volksschichten war vorwiegend geschäftlicher Natur und nicht sehr freundschaftlich, denn die bäuerlichen Saatfelder waren vor den wlachischen Herden

² Miklosich, Wanderungen d. Rumänen, S. 4, Denkschriften d. Wiener Akad. ph.-h. Kl., XIII, 1880.

³ Godišnjica N. Čupića, IV, Belgrad 1882, S. 247.

keineswegs sicher und auch mancher Raub kam vor. Zwischen den Serben und Wlachen gab es kein erlaubtes Konnubium. Daß ein Wanderhirte in die an der Scholle haftende Bauernschaft einheiratet und sich der mühsamen Pflugarbeit unterziehen würde, war nicht leicht denkbar, dagegen übte schon die Romantik des Alpenlebens eine Anziehungskraft auf die bäuerliche Jungmannschaft; hier aber griffen die Gesetze ein. So verfügt die St. Stephaner Stiftungs-urkunde König Milutins († 1321): „Ein Serbe soll nicht unter Wlachen heiraten; heiratet er ohne Vorwissen des Abtes, so soll er ergriffen und gefesselt werden und auch jener Wlache, von dem er geheiratet hat, und er soll zwangsweise in seinen Vaterort zurückkehren; welche jedoch [inzwischen] starinnici (= Hausvorstände?) geworden sind und heimzukehren nicht vermögen: nicht einer soll Vojnik (Kriegsmann) sein, sondern alle Čelatoren (vom lat. calator ‚Saumroßtreiber‘).“¹

Das Weiderecht mußten sich die Wlachen selbstverständlich erkaufen. „Wer auftreibt zur Weide mit Erlaubnis des Abtes, jeder soll die travnina (Grasgeld) geben nach dem Gesetze; wer jedoch gewaltsam auftreibt, der soll dem Zar 300 Perper zahlen und der Kirche den dochodak (nämlich das Grasgeld).“² — „Und was die kirchliche planina (Alpe) ist und pašnica (Weide) und zimovište (Winterquartier), über alles dies möge die Kirche des hl. Erzengels verfügen; falls jedoch wer anhebt, mit Gewalt zu weiden oder zu wintern, der soll der Kirche die travnina geben.“³ — „Und welche [von den Wlachen] sela („Dörfer“, also bereits halbansässige, hörige Wlachen!) haben, sollen Heu mähen drei Tage . . .“⁴ — „Und den zabjel (Einhegung) . . . Žedan [mit Namen] schenkte ich der Gottesmutter, auf daß sie ein zimovište habe für Stuten und Schafe.“⁵

Ein zimovište, Winterquartier, muß man sich als sehr geräumig vorstellen, denn es war zugleich auch die Winterweide, auf der die frei sich bewegenden Herden die Äsung selbst suchen und nötigenfalls im Schnee ausscharren mußten, weil Wintervorräte an Heu für große Schafherden nicht ge-

¹ [Jagić], Svetostefanski hrisovulj, Wien 1890, S. 25.

² Dušan's Chrysobull für das Erzengelkloster zu Prizren (Glasnik Društva Srpske Slovesnosti, XV, 301).

³ Dušan's Chrysobull v. J. 1347 (Glasnik, XXVII, 295).

⁴ [Jagić], Svetostefanski hrisovulj, S. 36.

⁵ Dušan's Čhtjetover Chrysobull (Spomenik III, 30).

macht werden können, denn wie viele Hände wären nötig, um den Riesenbedarf zu mähen, trocknen, herbeischaffen, und bis in die neueste Zeit beschränkt sich der Ansatz zu einer Stallfütterung höchstens nur auf trüchtige Stuten und erkrankte Schafe, so lange das, das Scharrfutter sperrende Glatteis währt.

Das periodische Wandern berührte nicht allein das Interesse der Grundherren, sondern sehr bedeutend auch das der ansässigen Bauernschaft, denn an ihren Saatäckern vorbei und über ihre Stoppeln und Wiesen schoben sich die gewaltigen Schafherden von Rast zu Rast im Frühjahr und im Herbst. Es mußte daher vorgesorgt werden, daß dabei keine Reibungen entstehen zwischen den einzelnen Horden, und andererseits zwischen den Hirten und den Bauern, deren Saatäcker geschont, dagegen die Stoppelfelder durch den Pferch der rastenden Schafe gedüngt werden sollten. Daher bestimmt das Gesetzbuch Zar Dušan's (1331—1355): „Wo ein Wlache oder ein Albanes auf einer Dorfmark rastet, auf derselben Dorfmark soll ein zweiter, der hinter ihm wandert, nicht rasten; rastet er gewaltsam, dann zahle er die ‚potka‘ und was er abgeweidet hat.“¹

Solange ein Wanderhirt nicht auf bestimmte, einem und demselben Grundherrn gehörende Sommer- und Winterweiden angewiesen war, war er persönlich frei und gegen jede Hörigkeit gefeit. 1430 gab die Republik Ragusa die Vollmacht, daß den Wlachen von Bjelice in der Zeta (Montenegro), welche sich anbieten, die Alpen von Konavlje zu nutzen, die Hälfte von diesen Alpen bis zu 50 Hirtenhofstätten (kletište) vermietet werden könne.² Diese Wlachen waren freie Leute, denn sonst hätte sie ihr bisheriger Grundherr nicht ziehen lassen, sie hatten eben keinen Grundherrn. — Auch unter dem Halbmonde war es nicht anders: Das unter Selim II. i. J. 1566 kodifizierte Lehenrecht, Kanuni Timar, bestimmt: „Die herumziehenden Horden sind eigentlich niemand untertan und bezahlen ihre Abgaben ihren Begen, ohne daß sich die Grundbesitzer darein mengen können, und wenn sie An-

¹ Zakonik Stefana Dušana hg. v. Novaković. 2. Aufl. Belgrad 1898, § 82. Vgl. auch § 187. Potka bedeutet nach Vuk zunächst den zur Bezeichnung einer Grenze eingesteckten Zweig. § 77 bestimmt: „Eine potka unter Dörfern 50 Perper, für die Wlachen und Albanesen jedoch 100 Perper; und von dieser potka dem Zaren die Hälfte und dem gospodar (Grundherrn), dessen das Dorf ist, die Hälfte.“

² Konst. Jireček, Die Wlachen u. Maurovlachen. Berichte d. kgl. böhm. Ges. Jg. 1879, S. 115.

bau treiben und sich ansiedeln, werden sie dem Dorfe, wo sie sich über zehn Jahre aufhalten, als Untertanen zugeschrieben . . . Da sie ein herumziehendes, nirgends stetes Volk sind, mischen sich auch die Grundbesitzer nicht in ihre Heiratsgebühren.“¹

Die ungeheure Wlachenbuße von 100 Perper — wohl 50 Dukaten nach unserm Gelde — beweist die Gefährlichkeit der Nomaden während ihres Wanderns für die bauerlichen Ansiedlungen. Die Ragusaner, welche doch in ihrem weitreichenden Binnenhandel ganz und gar auf die Wlachen als Karawanensteller angewiesen waren, beklagten sich laut über die ihnen von den auf ihrem Territorium winternden Wlachen zugefügten Schäden und verboten schließlich jede Winterung allda.²

So lebten denn die Wlachen in strenger gesellschaftlicher Abgeschlossenheit, und da sie überdies den ganzen Sommer hindurch auf den Almen bloß mit ihresgleichen verkehrten, so konnten sie ihrer Muttersprache nicht so leicht verlustig werden. Aber ihr äußerer Verkehr war serbisch, die Liturgie überdies kirchenslawisch, und so wurden sie durchwegs zweisprachig bei Beibehaltung ihrer rumänischen Nationalität für Jahrhunderte und zum Teil bis heute.

Auf griechischem Volksboden winternden Wlachen wurde zur äußern Umgangssprache dementsprechend das Griechische. Durch welche Umstände immer gezwungen, diese Winterweiden aufzugeben und fortan auf serbischem oder bulgarischem Volksboden zu wintern, wechselten sie notgedrungen die äußere Umgangssprache. Waren sie aber ganz gräzisiert, dann bestand ihre nachträgliche Zweisprachigkeit im Griechischen als der inneren und im Serbischen (bezw. Bulgarischen) als der äußeren Umgangssprache mit der Tendenz, schließlich einsprachig serbisch bzw. bulgarisch zu werden. Dies ergibt das Schema: Rumänisch > Rumänisch-griechisch > Griechisch > Griechisch-serbisch > Serbisch.

Das Zahlenverhältnis zwischen Wlachen und Serben mußte sich indes fortschreitend zu Ungunsten der ersteren verschieben, denn das Wachstum der bauerlichen Bevölkerung wird durch Rodungen ermöglicht, während die Weideflächen eben durch solche Rodungen, hauptsächlich aber durch die von den Hirten selbst geförderte Verkarstung immer mehr schwinden. Wohin wendet sich nun der Nomade, wenn er

¹ J. Hammer, Des osman. Reiches Staatsverfassung. I. Wien 1815, S. 413.

² Jireček a. a. O. S. 116. — Novaković, S. 38.

die Vorbedingung für sein Wanderleben daheim nicht mehr findet? Wird er zum Pfluge greifen? Das tut er nur, wenn er unbedingt muß, denn sein Wandertrieb ist aus freien Stücken unbezwingbar, und nichts haßt er mehr als Ansässigkeit und die schwere Mühe des Ackerbaues, er wandert lieber aus. Auf der ganzen Balkanhalbinsel von der Sulina bis über Fiume und von Belgrad bis Matapan gibt es wohl kein Fußbreit Erde, das nicht von Tausenden und Aber-tausenden Wanderhirten betreten worden wäre.

Diesem Ausschwärmen nach allen Seiten wurde schließlich durch den eigenen Vortrab ein Ziel gesetzt, und der überschüssige Wanderhirte stand vor dem schrecklichsten, das ihn treffen konnte: der Notwendigkeit, das Nomadenleben aufzugeben, sich auf einem beschränkten Raume einzurichten und allmählich zum Ackerbau mit geringerer Viehzucht über-zugehen; dann blieb es in der Regel nicht mehr lange bei der Zweisprachigkeit, der Rumäne, nunmehr halb Hirte, halb Bauer, geht in der fremdsprachigen Umgebung auf. Aber auch wo er dem Nomadenleben treu geblieben ist, büßte und büßt er seine Nationalität, wenn auch viel langsamer, ein, falls er Jahrhunderte lang in einem und demselben volksfremden Territorium wintert. So wurden Rumänen zu Griechen, Albanesen, Serben, Kroaten, Bulgaren, Ruthenen, Polen, Slowaken, Čechen, Slowenen. Von ihren Verlusten gewann viel das Serbentum, insbesondere Montenegro.

Das Entwicklungszentrum von Montenegro ist der Bezirk Katuni, die Katunska nahija, an die Bocca di Cattaro an-grenzend, mit dem alten Hauptorte Cetinje. Auf dem Cetinjer Felde begegneten sich die Wlachen vom Norden mit den Albanesen vom Süden her. Die Stiftungsurkunde des Cetinjer Klosters v. J. 1485¹ nennt die noch heute zu Cetinje (nő.) bestehende vlaška crkva, ‚wlachische Kirche‘ einerseits und die megja arbanaška ‚albanesische Grenze‘ gegen Bjeloši zu (sw. von Cetinje) andererseits. Hier heißt noch heute eine Stelle der ‚arbanaški do‘.²

Schon der Name Katunska nahija — so zuerst erwähnt im Jahre 1435,³ beweist, dass wlachische Hirtensippen (katuni) hier ihre Schafherden weideten. Und daß es Wlachen (Rumänen) und keineswegs Serben waren, beweist die Voll-macht der Republik Ragusa vom Jahre 1430 (oben S. 166),

¹ Rovinskij, Černogorija, I, St.-Petersburg 1888, S. 773 f.

² Rovinskij II/1 (1897), S. 13.

³ Glasnik, XIV, S. 14 f.

welche ausdrücklich von Vlachis de Zenta Bielize — der Ort liegt eben in der Katuni — spricht. Es gab indes nicht allein Abwanderungen, sondern auch Einwanderungen, be-sonders gerade in die Katunska nahija (Rovinskij II/1, S. 27 ff), ein Beweis, wie beweglich die Bevölkerung dieser Gebiete noch in den letzten Jahrhunderten gewesen ist, was nur auf der Stufe des Wanderhirtentums vorkommt. Und nach-dem die Bevölkerung von Katuni, das ist des Hochlandes östlich von Cattaro, im 15. Jahrhundert unzweifelhaft wlachisch war, so ist es ganz undenkbar, daß sie seitdem irgendwann von Nichtrumänen, von Bauern serbischer Nationalität ver-drängt worden wäre, da ihre Kontinuität in den nachherigen Zeiten durch keine Nachrichten in Frage gestellt wird.

Wie kommt es nun, daß die Nachkommen dieser Wlachen ihr rumänisches Volkstum gänzlich eingebüßt haben und wohl schon seit lange her der Sprache nach Serben — und was für Serben! — geworden sind? Waren sie doch oben auf den Katuni den Sommer über ebenfalls ganz unter sich, müssen somit dereinst zumindest ebenso zweisprachig gewesen sein, wie ihre Stammesgenossen an der Adria und im Binnenlande?: Es ist anzunehmen, daß gerade hier Serbisierungskräfte am stärksten wirkten, zunächst die unmittelbare Nähe des Meeres, an dessen serbisch bevölkerter Küste sie noch im 18. Jahr-hundert vom Oktober bis Ende April mit ihren Heerden winterten.

Wie erdrückend diese Serbisierungskräfte auf die ohnehin seit altersher zweisprachigen Wlachen einwirken mußten, ersieht man aus den gewaltigen sprachlichen Verschiebungen in der südlichen Hälfte Montenegros zu ungunsten des Albanesischen: Auf der Westseite des Sees von Skutari erscheinen Albanesen nicht nur in der heute noch albanesischen Krajina, sondern auch nördlich davon in der gegenwärtig rein serbi-schen Crmnica. An der Nordseite des Sees sind in jetzt rein slawischen Gebieten einzelne albanesische Ortsnamen erhalten. Nichtslawisch ist auch der Name des Dorfes Malenza südlich von Danilovgrad und des Stammes der Malonšići. Bezeichnend für die ethnographischen Umwandlungsprozesse sind die Sagen, welche albanesische und montenegrinische Stämme dieses Landes von einem Stammvater ableiten, so die gegenwärtig slawischen Piperi und Vasojevići und die jetzt albanesischen Hoti und Triepši. Ein Übergangsprozeß aus dem Albanesi-schen ins Slawische ist jetzt bei den Kući [nő. von Podgorica] zu beobachten. Durchgemacht haben ihn die Mataguži bei

Podgorica, jetzt Serben . . . Dabei ist zu bemerken, daß alle Stammnamen von Montenegro alt sind und sich meist schon im 14. bis 15. Jahrhundert nachweisen lassen.¹

Die geographische Lage von Montenegro, namentlich dessen westlicher Teile, beeinflusste indes die dortigen Wlachen nicht allein sprachlich, sondern auch wirtschaftlich. Während nämlich ihre binnenländischen Volksgenossen Wochen, ja Monate benötigten, um von ihren Sommerweiden aus ihre Winterplätze an der fernen Küste zu erreichen, waren die montenegrinischen mit diesem Zuge in wenigen Stunden fertig, denn ihr Abstieg geschah vertikal, sie konnten ja vom westlichen Rande ihrer Sömmerung auf ihre Winterplätze gleichsam hinabschauen. Ein halbes Jahr lang verweilten sie an der milden, schneefreien Küste, die übrige Zeit hoch oben auf dem damals noch wald- und wasserreichen, 12 Geviertmeilen großen Berggebiete Lovćen mit den herrlichen, von Mariano Bolizza, einem Edelmann von Cattaro, im Jahre 1614 dithyrambisch geschilderten Weide- und Wiesenplätzen.² Das Weidegeschäft und der ständige Aufenthalt den ganzen Sommer über auf einem räumlich wenig ausgedehnten, wohl in festbegrenzte Weidereviere herkömmlich eingeteilten Gebiete lockte zu mühelosem Ackerbau umso eher, als sich in Cattaro ein einträglicher Absatz für Gerste, Roggen, Hafer bot. Und man muß weit, bis tief nach Zentralasien gehen, um ein großartigeres Analogon zu finden:

Wie in den Steppen der aralkaspischen Senkung — berichtet Middendorff S. 329 f. — so auch verhält es sich mit den Kirgisen Ferghana's, nur daß diese außer der horizontalen Verschiebung sich auch noch um 3000 Meter erheben oder senken. Diese haben den Vorteil dichtberaster Vorberge, immergrüner, saftiger Alpenmatten und endloser Hochsteppen für sich. Auch darin sind die südlichen Gebirgskirgisen im Vorteile, daß ihre Wintersitze sich mehr verteilen, denn die einen ziehen zum Wintern talwärts, dem Schnee in die Vorberge und endlich in die Schilfdickichte und Salzwüsten weichend; unterdessen die anderen hinaufrücken, in den schneearmen Hochebenen des „Rückens der Welt“, das bessere Winterfutter suchend, dort wo die massige Erhebung des

¹ Jireček, Die Romanen in den Städten Dalmatiens. I, S. 41 f. (Denkschriften d. Wiener Akad. ph.-h. Kl. XLVIII, 1902).

² Bolizza, Relazione et descrizione del sangiacato di Scutari, in „Starine“, XII, Agram 1880.

Erdgerüstes die mächtigsten Gräte Mittelasiens [Karakorum, Himalaja und Thian-Schan] zusammengeschmiedet hat. Oder sie ziehen zu den Steppen des Alaj-Tales hinauf, wo in der Höhe von 2600 Metern ausgedehnter Ackerbau von ihnen betrieben wird, hoch über den letzten Ansiedlungen, welche auf 1400 Metern stehen bleiben.

An Stelle der von Bolizza 1614 so hochgerühmten Üppigkeit finden wir am Lovćen heute größtenteils nackte Felsen und ödes Gerölle. „Wohin sind die Bäche verschwunden, welche Mühlen getrieben haben, und über die man nur auf Brücken setzen konnte, wo sind die Wälder und Auen, durch welche ein großer Wasserreichtum gebunden war? Alles das hat die schonungslose Menschenhand vernichtet“ — wehklagt Rovinskij, I, S. 776. Doch hat diese Mißwirtschaft wohl auch schon früher gewirkt und eher mag eine Änderung der politischen Verhältnisse die Verödung verursacht haben: das Land konnte nämlich nur im wirtschaftlichen Zusammenhange mit der benachbarten Küste gedeihen, denn zu einer günstigen Sommerweide braucht der Hirte eine ebenso geeignete Winterweide, weil seine Herden nicht ein halbes Jahr lang übermäßig darben können. Seitdem jedoch den Hirten der Abstieg vom Lovćen an das Meer zum Wintern abgeschnitten wurde, mußte die bis dahin reiche Viehzucht sofort sinken. Und für die geminderten Viehstände holte man fortan das Winterfutter aus den Sommerweiden, den Wäldern, indem man sie zu diesem Zwecke alljährlich entlaubte. Den Ersatz für den Entgang der Viehnutzung suchte nun das verarmte Volk in einem ausgedehnten Ackerbau, welcher natürlich sehr extensiv, raubwirtschaftlich betrieben, mit zu der heutigen trostlosen Verkarstung führte.

Das ist der Verlauf der Wirtschaftsgeschichte dieses Ländchens mit dem vielen Ruhm und dem noch größeren Elend. Sein Volk besteht aus Stämmen (plemena) und Phatrien (bratstva), zu denen Valtazar Bogišić, der köstliche Justizminister, seine potemkinischen Hausgemeinschaften (zadruga) hinzugedichtet und einem nichtzadrugarischen Volke ein zadrugarisches Gesetzbuch aufgehalst hat.¹ Nun fabelt man von einem urwüchsigen Aufbau eines serbischen Volksstammes aus einer Zelle in weitverästete Gliederungen, und diese Fabeln richteten bereits eine heillose Verwirrung in

¹ Peisker, Forschungen zur Soz. u. Wirtschaftsgesch. d. Slawen, III, Die serbische Zadruga, Graz 1900, S. 207 ff. (S.-Abdr. a. d. Ztschr. f. Soc. u. W.-G., VII, S. 273 ff.)

der Wissenschaft an, sie lieferten ein aus der Luft gegriffenes Paradebeispiel für die herrschenden Vorurteile über die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Der Schwindel mit den slawisch-montenegrinischen Zadruzen ist kurz abgetan und jedermann kann sich davon an Ort und Stelle sowie auch bei Rovinskij überzeugen. Dasselbe gilt auch von der behaupteten Urwüchsigkeit der Stämme und Sippen; das Volk war noch unlängst so mobil, in stetem Flusse, so durcheinander gewürfelt, daß Spaltungen und Trennungen und andererseits Einwanderungen an der Tagesordnung waren. Übrigens sind die Montenegriner nur sprachlich den Slawen, völkisch aber den Rumänen und den Albanesen zuzuzählen.

Den Wlachen haftete, wie wir gesehen haben, die rumänische Sprache ebenso locker an, wie nachher jede andere, die sie statt der früheren angenommen hatten. Die Ursache dieser charakteristischen Tendenz war das Wanderhirtentum des Volkes. Als eingefeischte Nomaden geboren, werden sie in Unmassen gelernte Griechen, Slawen usw., durch die Umstände dazu erzogen. Dieses auffallende Merkmal fordert die Frage heraus:

Wurde nicht auch schon ihre rumänische Nationalsprache auf demselben Wege von ihnen adoptiert?

Diese Frage ist umso berechtigter, als sie nicht die einzigen romanisch sprechenden Schafwanderhirten sind, denn auch in den beiden übrigen Halbinseln Südeuropas, in Italien und in Iberien, gibt es die Landessprache sprechende Schafnomaden:

Nach dem Tode des Chagan entstand im Jahre 630 ein Bürgerkrieg um dessen Nachfolge zwischen der awarischen und bulgarischen Partei. Letztere unterlag, 900 türkbulgarische Reiter flüchteten aus Pannonien zum Frankenkönig Dagobert, der sie einstweilen bei den Baiern überwintern, gleich aber mit Weib und Kind in einer Nacht umbringen ließ. Nur Alciocus rettete sich mit 700 Reitern in die Marca Winidorum, wo er noch viele Jahre beim Slawenfürsten Walluc lebte (Fredegar, 72). Dieser Alciocus ist offenbar jener Alzeco (bulgarisch Alzich ?), welcher nach Paulus Diaconus, 5, 29, einige Jahrzehnte später mit seinem ganzen Heere — wohl Nachzügler aus Ungarn — nach Italien zum Langobardenkönig Grimoald (662—672) kam und im Gebirge nordöstlich von Neapel ausgedehnte, damals öde Wohnsitze (Isernia,

Bojano, Sepino) erhielt. Diese Bulgaren sprachen zu Zeiten des Paulus Diaconus († 797) nebst lateinisch noch vollkommen bulgarisch, kein Wunder, denn bloß in ihren Winterquartieren, in Kampanien, unter den neapolitanischen Bauern, deren Gefilde sie beweideten, mußten diese türkbulgarischen Schafwanderhirten lateinisch sprechen, während sie den Sommer über auf den Bergen nur mit ihresgleichen verkehrten. Nach ihnen heißt ein Berg zwischen den Flüssen Melpi und Mongiardo noch heute Bulgaria. Aber auch schon früher empfang Italien reiternomadische Elemente: Alanen nahmen 405 an Radegais' Einfall in Italien Teil, und sarmatische und bulgarische Horden begleiteten 568 Alboin dorthin, zwölf Ortschaften heißen Bolgaro, Bolgheri usw. (in der Lombardei 6, Toscana und Piemont je 2, Emilia und Perugia je eins) bis heute. Bei Mailand bestand überdies ein ducatus aut comitatus Burgariae.¹

Wenn nun genau auf demselben Gebiete: in den Bergen und deren weidewirtschaftlicher Dependenz, Kampanien, wo bulgarische Schafwanderhirten im siebenten Jahrhundert angesiedelt worden sind und allmählich romanisiert wurden, heute ebenfalls Nomaden ihre Schafherden weiden, so kann keinen Augenblick gezweifelt werden, daß sie direkte Nachkommen jener romanisierten Türkbulgaren sind und ihr Italienisch bloß eine Adoptivsprache sein muß.

Die altrömische, in Unteritalien durch Sklaven betriebene Schafzucht (Varro, r. r. II, 1) hat mit dem Wanderhirtentum nichts zu schaffen.

Auch die pyrenäische, durch übertriebenes Schafwanderhirtentum landwirtschaftlich ruinierte² Halbinsel nahm reiternomadische Horden auf, nachweisbar Alanen, welche nach dem Mißerfolg des in Italien eingebrochenen Radegais über den Rhein gingen, in Frankreich lange sich haltende Reste zurückließen, und 411 im heutigen Portugal ein Reich gründeten. Von den Westgoten besiegt, schlossen sie sich den Vandalen an und setzten mit ihnen 429 nach Afrika über. Splitter noch eines zweiten von der Pontussteppe ausgezogenen Wanderhirtenvolkes, der Magyaren, tränkten ihre Rosse auf iberischem Boden, als Soldtruppen der spanischen Chalifen.

¹ A. Amati, Dizzionario Corografico dell' Italia, 1868, S. 1085. — Šišmanov, Kritičen prëgled na vëprosa za proischođa na pravëlgaritë (Sbornik za narodni umotvorenija. XVI. Sofia 1900). S. 713.

² S. Sugenheim, Gesch. d. Aufhebung d. Leibeigenschaft. St. Petersburg 1861, S. 42 ff.

Somit beruht das Wesen auch des Wlachentums nicht in der Sprache, sondern in seiner wanderhirtlichen Lebensweise.

Sämtliche historischen Reiternomaden Europas kamen ausnahmslos aus Zentralasien, der Wiege des Schafwanderhirtentums überhaupt. Es ist der riesige Steppen- und Wüstengürtel¹ vom Kaspisee bis zum Chingangebirge, durch den Pamir und den Thian-Schan in zwei Komplexe getrennt. Der westliche ist, wie das ganze westasiatische Tiefland bis zum äußersten Norden, ein verlassener Meeresboden, während der östliche (Tarimbecken und Gobi) ein Gebiet einstiger großer Süßwasserseen zu sein scheint. Die Wasserbecken begannen zu verdunsten und zu Binnenseen zu schrumpfen, während das dazwischenliegende ausgetrocknete Land zu Wüsten wurde. Das Gebiet beider Komplexe ist abflußlos, all sein Niederschlag verdunstet, sodaß kein Fluß das offene Meer erreicht, die meisten versiegen im Sand, und nur die bedeutendsten münden in größere Binnenseen. Der Umstand, daß die Verdunstung größer ist als die Niederschläge, und daß diese hauptsächlich nur während der kalten Jahreszeit erfolgen, hat wichtige, den Wüstencharakter des Landes bedingende Folgen: Es bleiben alle Salze, die bei der Verwitterung der Bodenformationen gelöst werden, im Boden zurück, und nur in den höheren Regionen mit größeren Niederschlägen und an Flußufern wird der Boden soweit ausgelaugt, daß er zum Feldbau taugt. Alles andere ist Steppe und Wüste, zum Feldbau ganz und gar untauglich. Den weitaus größten Teil nehmen die Sandwüsten ein, wasser- und vegetationsloser Flugsand. Den Übergang zu den Steppen vermitteln Kieswüsten mit spärlicher Flora. Die Salzsteppen, Lehm und Sand, sind mit Salz derart imprägniert, daß sich dieses an der Oberfläche wie Reif niederschlägt. Sie tragen im Frühjahr eine spärliche, aber ob ihres starken Salzgehaltes den zahllosen Schafherden außerordentlich zusagende Vegetation. Die Lehmsteppen, Lößboden mit Sand vermischt, sind während der Herbst- und Frühlingsregen stets üppig bewachsen und bilden die eigentlichen Viehweiden der Nomaden. Etwa unter dem 50. Grad n. Br. ändert sich die Landschaft infolge reicherer Niederschläge, und Bäume treten auf. Hier beginnt als Übergang zum kompakten Waldland die Baumsteppe, am

¹ W. Sievers, Asien, 2. Aufl., Leipzig 1904, 225 f. — Fr. v. Schwarz, Turkestan, Freiburg i. B. 1900, S. 314 f. — Peisker, The Asiatic Background, in The Cambridge Medieval History I, 1911, 323 f.

Jenisei Parklandschaften mit herrlichem Grasrasen und üppigem Laubbaumwuchs, die Sommerweiden der Nomaden. Nördlich schließen sich endlose Nadelwälder an, und jenseits von ihnen ist die Moossteppe, Tundra.

Das Klima ist ausgesprochen kontinental. Eiskalte Winter, heiße Sommer, kalte Nächte, heiße Tage, mit riesigen Temperaturschwankungen. Die Wärme steigt rasch vom Winter zum Frühling und sinkt ebenso rasch vom Sommer zum Herbst. Im Westturkestan ist der Sommer fast regenlos und verwandelt für diese Zeit die Steppen in Wüsten. Schnee fällt wegen Trockenheit wenig, bleibt meist locker und wird durch Sturmwinde emporgewirbelt. Diese Schneeburane sind ebenso fürchterlich wie die Sommerstürme mit Salzstaub. In Anbetracht dessen, daß die Sommertemperatur mitunter bis 48° im Schatten steigt, somit die Körperwärme um 11° übertrifft, im Winter dagegen unter —35° sinkt, daß ferner die Hitze, besonders der Sandwüsten, eine Höhe erreicht, bei welcher Eiweiß gerinnt, sollte man glauben, das Klima sei für den Menschen mörderisch. Dennoch ist das Gegenteil richtig, das Klima Turkestans gesund, die Eingeborenen sind blühend und langlebig, hauptsächlich infolge der beispiellosen Trockenheit der Luft.

Das ganze innerasiatische Gebiet vom Südrande der Salz- und Lehmsteppe an bis an das kompakte Waldland bildet für das menschliche Dasein ein untrennbares wirtschaftliches Ganzes. Der nördliche wasserreiche, den Sommer über grün bleibende Teil nährt zahllose Herden in der warmen Jahreszeit, versagt jedoch im Winter wegen Hochschnee, während der südliche, wasserarme Teil, die Salz- und Lehmsteppe, den Sommer über unbewohnbar ist. Ein zweites wirtschaftliches Ganzes bilden die wasserreichen Hochgebirge Ostturkestans mit den anschließenden Steppen und Wüsten, hier ist das Wandern von Sommerweide zum Winterquartier und umgekehrt mehr vertikal und ungleich kürzer.

So ist der Nomade ein Sohn und Produkt der ganz eigentümlichen, wechsellvollen und dennoch ein wirtschaftliches Ganzes bildenden Beschaffenheit des asiatischen Hintergrundes. Irgend ein nennenswerter Ackerbau wäre in den Steppen und Wüsten wegen der sommerlichen Dürre unmöglich, und auch die Tierwelt findet hier im Sommer keine Nahrung. Diese Steppen und Wüsten bilden somit erst im Zusammenhange mit den nördlich angrenzenden sibirischen Grasgebieten einerseits und den Hochgebirgen andererseits die nötige Vorbedingung

zu einem überaus harten und ruhelosen Dasein für Tier und Mensch und schafft den Zustand des Wanderhirtentums, welches zugleich ein Reiternomadentum sein muß, denn ein Wagen wäre auf den weiten, pfadlosen Wanderungen über Berg und Tal, über Fluß und Sumpf rein unmöglich, und alles Hab und Gut mitsamt den zerlegbaren Behausungen, Zelten, kann bloß auf dem Rücken von Saumtieren vorwärts gebracht werden. Die Wanderungen der Nomaden sind nicht vagierend, sondern regelmäßig. Die längsten sind die jener Kirgisen, welche am Uralsee wintern und 10 Breitengrade nördlicher, in den Steppen von Troizk und Omsk sömmern. Die Distanz beträgt mit Rücksicht auf die Zickzackbewegung mehr als 1500 Kilometer, so daß der Hirt in jedem Jahre über 3000 Kilometer mit allen seinen Herden und sonstigem Hab und Gut zurücklegen muß.¹

Das strenge Reiternomadentum kennt im allgemeinen keine Rinderzucht. Das Rind verdurstet bald, ist nicht ausdauernd und schnell genug für das weite Wandern. Im Winter vermag es nicht so leicht aus dem Schnee, unmöglich aus dem Glatteis die nötige Äsung herauszuscharren, und als Fleischtier ist es in der Steppe minderwertig. Die eigentlichen Zucht- und Nährtiere sind daher das Schaf (weniger die Ziege, als Leittier der Schafherden) und das Pferd, daneben das Kamel (in Turan das Dromedar) als Lasttiere. Der turkestanische Hund, der häßlichste Köter der Welt, ist ein vorzüglicher Wächter von Herde und Zelt.

Zu Schafwanderhirten ohne Rinderzucht sind jedoch die Turkotataren erst in den Wüsten von Turan geworden, denn ihre reiche Nomenklatur für Rind weist auf eine nördlichere wald- und grasreiche, dem Rinde zusagende Urheimat hin, und wo es die Landschaft zuläßt und zu sehr weiten Wanderungen nicht zwingt — z. B. auf dem Pamir, im Amudelta, in Südrußland usw. — wird die Rinderzucht von den Turkotataren seit jeher betrieben.²

Im Frühling und Herbst findet der Wanderhirte fast überall reichliche Weide. Dagegen setzt der Winter- und Sommeraufenthalt bestimmte Bedingungen voraus. Der Winterplatz darf kein zu rauhes Klima haben, die Sommerweide muß besonders von der qualvollen Insektenplage möglichst

¹ Middendorff, S. 329 f.

² Vámbéry, Die primitive Cultur des turkotatarischen Volkes. Leipzig 1879, S. 186 f.

frei sein. Da für den Wintersitz viel mehr Bedingungen nötig sind, so sind es gerade die Wintersitze, durch welche die Dichtigkeit der Bevölkerung bestimmt wird. Nach dem Reichtum der Wintersitze richtet sich also der Reichtum eines Nomadenvolkes, und alle inneren Kämpfe und Kriegszüge der vergangenen Jahrhunderte sind als ein stetes Ringen um die besten Winterplätze zu betrachten. Im Winter werden womöglich dieselben, seit altersher benützten Plätze bezogen, mit gutem Wasser und schneearmen Weideplätzen, wo der vorjährige Pferch den Boden wärmt. Die Herden bleiben im Freien ohne Bedachung und müssen sich das karge Futter aus dem Schnee herausscharren. Sie magern dabei entsetzlich ab und verhungern, wenn Glatteis das Scharrfutter gänzlich sperrt. Im Vorfrühling bessert sich die Lage zunächst der Schafe, welche auf den Salzsteppen, wo man bei flüchtiger Umschau auf der glitzernden Salzkruste keine Vegetation bemerkt, in wenigen Tagen aufleben und fett werden. Die Salzweiden sind eben unvergleichlich nahrhafter als die fettesten Alpenmatten, und ohne Salz gäbe es in Innerasien kein Schafnomadentum. Zur Auffrischung der Frühjahrsweide wird die Steppe nach der Schneemelze abgesengt, weil unter dem Schnee das vorjährige dürre Gras sich verfilzt und ein Aufsprießen verzögert. Der durch die Asche gedüngte Boden wird dann nach wenigen Tagen üppig grün. Anfang Mai beginnt die Steppe auszutrocknen, die lästigen Insekten treten auf. Nun wird die für den Sommer entbehrliche Habe geheim vergraben, das Zelt abgebrochen und mit allem nötigen Hab und Gut auf die geschmückten Tragtiere aufgeladen. Im Festgewande verläßt der Nomade das ungastliche Winterquartier.

Die Winterquartiere gelten als festes Sondereigen, dagegen sind die Sommerweiden Gesamteigentum des Geschlechtes. Anfang des Frühling, wenn der Graswuchs noch spärlich ist, können die Aule nur sehr kurze Zeit, oft nur einen halben Tag an einem Orte verweilen, später können sie, vom Brunnen zum Brunnen, wochenlang denselben Platz beweiden. Im Hochsommer geht die Bewegung wieder schneller vor sich und im Herbst wird sie bei zunehmender Feuchtigkeit wieder langsamer. Das Ordnen dieser Wanderungen besorgen die Geschlechtsältesten, nicht immer nach Gerechtigkeit. Die einzige Abwehr dagegen ist ein festes Zusammenhalten der Familien und Nachbarn unter Anführung kräftiger Persönlichkeiten, und in solchen Vereinigungen liegt der

Keim zu immer neuen Gruppierungen des Geschlechtes nach den Zwecken des Augenblicks.

Das Vieh kann leichter als jedes andere Eigentum vom feindlichen Nachbar entführt werden, denn die Steppe ist frei und offen. Dies zwingt die zusammenweidende Gruppe, sich nicht zu zersplittern, sie bedarf stets eines genügenden Heerhaufens, der dem Feinde den Raub wieder abjagt. Andererseits zwingt der Erhaltungstrieb häufig ein ganzes Volk, das Eigentumsrecht des Nachbarn zu verletzen. Bei Futtermangel geht nämlich das Vieh ein, ohne daß Voraussicht oder Fleiß des Besitzers dieses Unheil abzuwenden vermag. Das Gedeihen und Mißraten der Herden ist daher von der Fürsorge des Besitzers derart unabhängig, daß der Verlust des Viehes sogar den Nomaden selbst vernichtet. Sobald also Glatteis eintritt, verlassen die Betroffenen ihre Winterquartiere und brechen in das Gebiet des Nachbarn so weit ein, bis sie für ihre Herden Futter finden. Gelingt es, dann ist wenigstens ein Teil ihres Viehstandes gerettet und sie kehren nach dem Witterungswechsel heim. Stirbt aber ihr Vieh gänzlich aus, so müßten sie verhungern, wenn sie nicht dem glücklicheren Nachbar einen Teil seiner Herden rauben könnten.¹ Blutige Fehden gibt es aber auch im Herbst, nachdem die Pferde kräftig geworden und die längeren Nächte weite Ritze decken. Dann führt der Nomade die im Sommer fein durchdachten Raub- und Rachezüge aus und bezieht dann sein Winterquartier.

Die Hauptnahrung besteht aus Milchprodukten. Fleischgenuß ist trotz dem Herdenreichtum unbedeutend, nur bei Festlichkeiten und Besuchen üblich, man begnügt sich mit erkranktem oder krepierendem Vieh. Nur die sehr herdenreichen Wolga-Kalmücken und Kara-Kirgisen leben vorwiegend von Schaf- und Pferdefleisch. — Der Jagd, namentlich der Pelztierjagd, wurde seit jeher leidenschaftlich gefröhnt. Fischfang kann von weitwandernden Nomaden nicht betrieben werden, sie lassen auch die fischreichsten Wässer unbenutzt. Aber an Seen und nicht versiegenden Flüssen ist der Fischfang eine sehr wichtige Nahrungsquelle kurzwandernder Nomaden. — Von Getreide werden Körner wildwachsender Halmpflanzen gesammelt, von kurz wandernden Stämmen wird hie und da mühelos Hirse angebaut. Ein Säckchen Hirsemehl genügt dem Reiter tagelang.

¹ W. Radloff, Aus Sibirien, 2. Aufl., I., Leipzig 1893, S. 415 ff, 511 ff.

Sechs bis zehn blutsverwandte, durchschnittlich fünf- bis sechsköpfige Familien, Zelte, bilden ein Lager (mongolisch Khoton, Khotun, rumänisch Kätun, türkisch Aul, lies A-ul), welches beisammenwandert. Eine höhere Zahl Mitweidender verträge wohl der beste Weideplatz nicht. Oberhaupt des Lagers ist der Älteste jener Familie, die den größten Viehstand besitzt. Mehrere Lager machen ein Geschlecht (mongol. Aimaq, türk. Tire). Hier gibt es schon gemeinsame Geschlechts- und Einzelinteressen der Lager, die häufig kollidieren. Zur Schlichtung der Konflikte ist eine Autorität nötig, ein Mann, der durch Reichtum, Fähigkeiten, Tapferkeit und zahlreiche Verwandtschaft imstande ist, das Geschlecht zu schirmen. Da eine Wahl des Häuptlings unbekannt ist und man sich dazu nicht einigen könnte, so ist die Häuptlingsgewalt gewöhnlich eine Usurpation und wird selten allgemein anerkannt. Mehrere Geschlechter bilden einen Clan (Uruk), mehrere Clane einen Stamm (mong. Uluss, türk. Il). Aus den Stämmen haben sich in bewegten Zeiten große Horden zusammengefügt mit einem Chan, bei sehr großen mit einem Chagan an der Spitze. Die genealogisch verästete Gliederung wurde durch politische Ereignisse durcheinander geschüttelt, denn in der Steppe sind wie der Flugsand auch die Völker in steter Bewegung, ein Volk verdrängte oder durchbrach das andere. Daher kommt ein und derselbe Stammesnamen unter von einander weit entfernten Völkergruppen vor. Überdies entstanden aus den Namen weltstürmender Kriegshelden Stammesnamen für jene oft gar bunten Völkerkonglomerate, die unter Anführung des Eroberers vereinigt waren und dann beisammen blieben, so die Seldschuken, Uzbeken, Tschagataier, Osmanen usw. Dieses leichte Neubilden, Vertauschen, Vergessen der Stammesnamen wirkt schon seit Urzeiten her, und die zahlreichen in Europa unter den verschiedensten Namen eingebrachten Nomadenstämme sind eigentlich nur verschiedene Splitter derselben wenigen Völkerschaften.¹

Solange ein Nomadenstamm genügend Weide in der Steppe findet, denkt er nicht an Auswanderung und kehrt von seinen Beutezügen wieder heim. Gerät aber durch die Kämpfe um die Winterweiden der Steppengürtel in Gährung, dann wird die relativ schwächste Horde aus der Steppe weggedrängt und muß sich ein neues Heim außerhalb des Gürtels erobern. Schwach war sie indeß nur den übrigen Horden

¹ Radloff, S. 513 ff.

gegenüber, dagegen wird sie jedem anderen Staatswesen, über welches sie sich nun stürzt, unwiderstehlich. Alle die historischen Nomaden, die in Europa einbrachen: Skythen, Sarmaten, Hunnen, Bulgaren, Awaren, Magyaren, Petschenegen, Komanen und andere Türkvolker waren in der Steppe die schwächsten, mußten die Flucht ergreifen, und auf dieser Flucht wurden sie zu Weltstürmern, vor denen die mächtigsten Staaten erbebten. Einen tatkräftigen Chan an der Spitze, der sie militärisch organisierte, verwandelte sich eine solche Horde in ein unvergleichliches Heer, und der Selbsterhaltungstrieb zwang sie, inmitten der feindlichen, tausendfach zahlreicheren, unterjochten Bevölkerung fest zusammenzuhalten. Denn so überflüssig und unhaltbar eine ständige Zentralregierung in der Steppe ist: außerhalb der Steppe ist sie für eine herrschende Horde eine Lebensfrage. Daher ist und bleibt der in der Steppe gebliebene Teil eines und desselben Volkes in lose Geschlechtsverbände zersplittert, während der ausgewanderte Teil unermeßliche Gebiete erobert, mit einer lächerlich kleinen Reiterschar!

Was aber den altaischen Heeren an Zahl fehlte, ersetzte ihre Überrumpelungskunst, Ungestüm, Tücke, Beweglichkeit, Unfaßbarkeit und der panische Schrecken, der ihnen voran-eilte und allen Völkern das Blut in den Adern erstarren ließ. Auf ihren blitzschnellen Rossen konnten sie mit ungeheueren Entfernungen rechnen, besaßen durch Späher genaue Ortskenntnisse auch der entferntesten Länder und deren Schwächen. Dazu kommt noch der riesige Vorteil, daß sich bei ihnen auch die unbedeutendste Neuigkeit wie ein Lauffeuer verbreitet, von Aul zu Aul, womit sich kein auch noch so gut organisierter Nachrichtendienst messen kann. Mit einem so gearteten Kriegsmaterial konnte ein Attila, Baian, Tschingis-Chagan freilich Wunder wirken.¹ Völkerschlachten wurden geschlagen, die Blüte ruhmvoller Nationen deckte die Walstatt, gewaltige Staaten verschwanden seither vom Antlitz der Erde. Indes wurden die verlassen oder ausgemordeten oder stark gelichteten Wohnsitze von ganz neuen, bis dahin oft kaum dem Namen nach bekannten Völkern eingenommen oder von dem Eroberer mit hergeschleppten Konglomeraten gewaltsam besiedelt, türkische Weltreiche gegründet, zumeist ohne Dauer, nur von der einen wuchtigen Faust zusammengehalten. Der Riesenstaat ohne ein inneres Gefüge zerfiel beim Tode des Weltstürmers oder nicht viel

¹ A. Wirth, *Gesch. Asiens u. Osteuropas*, Jena 1905, S. 248 ff., 341 ff.

später, aber die Völkersedimente, die nach der Flut zurückblieben, konnten mitsamt der reiternomadischen Herrschicht nicht mehr zurückgedrängt werden, riesige Gebiete eines Weltteiles erhielten wieder einmal eine neue Völkerkarte, das Werk eines einzigen Gewaltmenschen.

Alles das konnte ohne starke Rassenmischungen nicht abgehen: Türkisches Blut floß reichlichst in die Adern der unterjochten Völker durch fortgesetzte Weiberschändung. So berichtet Fredegar 48: Jedes Jahr kamen die Chunen (Awaren) zu den Slawen, um bei ihnen zu wintern, und beschliefen die Weiber und Töchter der Slawen. — Ein großer Teil der slawischen Bulgaren äußert heute den mongolischen Typus ungleich ausgeprägter als die Osmanen selbst. Andererseits verfielen türkische Eroberer der Europäisierung oft vollständig, durch Frauenraub: Bei den Krimtataren begegnet man Gestalten von feinem römischen oder griechischen Schnitt. — Ihre Familien in Südrußland zurücklassend, fielen die Skythen um 630 v. Chr. in Medien ein und drangen bis Ägypten vor. Als sie nach 28 Jahren wieder heimzogen, fanden sie eine neue Generation vor, welche ihre Weiber inzwischen von deren Sklaven empfangen hatten (Herodot IV.). Andererseits raubte das Skythenheer in Medien medische Weiber und nahm die Kinder mit. Eine radikale Blutmischung innerhalb einer einzigen Generation! Etwa 150 Jahre später fand Hippokrates die Skythen noch derart fremdrassig, daß er sagen konnte, sie seien von den übrigen Menschen sehr verschieden und gleichen nur sich selbst, wie auch das Ägyptervolk. Er schildert sie als ausgesprochene Mongolen. An den späteren griechischen Vasenbildern der südrussischen Ausgrabungen erscheinen sie bereits stark arisiert, und bloß ihre wie Pferdemanne straffen Haare weisen deutlich auf den Altaier hin, ein Merkmal, das sich bei allen uralaltaischen Mischlingen auch sonst am längsten behauptet.¹

Muß ein Reiternomadenheer plötzlich fremdrassige, nicht-nomadische Weiber nehmen, dann entsteht sofort ein nach den zwei Geschlechtern getrennter Dualismus in Sprache und Lebensweise jedes einzelnen Haushaltes. Die neuen Weiber vermögen nicht anhaltend im Sattel zu sitzen, verstehen nicht die Zelte, nach Bedarf auch täglich, abzubrechen, auf Saumtiere zu laden und wieder aufzuschlagen und müssen dennoch

¹ J. Peisker, *Neue Forschungen*, I. Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren u. Germanen, Stuttgart 1905, S. 22 ff. (S.-Abdr. a. d. Vierteljahrsschr. f. Soc. u. W.-G. III, S. 208 ff.) und Bild 2.

das bewegliche Hirtenleben mitmachen. Daher werden, wo es das Terrain gestattet — und das ist auch in Südrußland der Fall — die Zelte berädert und durch Zugochsen vorwärts gebracht. So wurden die skythischen Weiber medischen Stammes Hamaxobioten, Wagenhocker, die Männer aber blieben dem Reiterleben treu und lehrten es auch die Knaben, sobald sich diese im Sattel halten konnten. Aber der Sprachendualismus konnte sich nicht behaupten, die Kinder blieben bei der Muttersprache umso leichter, als auch die Väter selbst medisch verstanden. So wurde das altaische Skythenvolk schließlich der Sprache nach iranisch unter Beibehaltung der altaischen Lebensweise.

Nicht anders die Magyaren, deren reiternomadische Lebensweise und Ungestüm, daher auch ihre Abkunft türkisch, die Sprache dagegen ein Gemisch von Ugrisch und Türkisch mit ugrischer Grundlage ist. Offenbar wurde einst ein magyarisches Heer türkischen Blutes weit gegen den Norden verdrängt, wo es ein ugrisches Volk unterwarf und ugrische Weiber nahm. Die Kinder mischten dann zu der ugrischen Muttersprache die türkische Vatersprache. Aber sie müssen einmal auch ein arisches oder ein auch somatisch arisiertes Volk beherrscht und sich mit demselben ausgiebig vermischt haben, denn Gardēzi's Quelle Mitte des 9. Jahrhunderts bezeichnet sie als „schöne, stattliche Menschen“. Damals nomadisierten sie in der ukrainischen Steppe am Schwarzen Meere, dem alten Skythien, von wo sie grauenhafte Sklavenjagden unter den benachbarten Slawen unternahmen. Und weil sie überhaupt als Mädchenjäger berüchtigt waren, so ist es offenkundig, daß sie viel Slawen-, Alanen- und Tscherkessenblut aufgenommen und zu „schönen, stattlichen Menschen“ geworden sind.¹ Ende des 9. Jahrhunderts fand ihr Heer einmal bei seiner Rückkehr von einem Raubzuge das Heim von seinem stammverwandten Todfeind, den Petschenegen, ausgemordet,² mußte daher wieder in corpore fremde Weiber nehmen und setzte sich in den Puszten Ungarns fest. Vor dieser Katastrophe vermochten sie 20.000 Reiter zu stellen, eine orientalisch übertriebene Zahl. Nach Ungarn können sich also nur wenige tausend Reiter geflüchtet haben. Dort vermischten sie sich weiter mit dem einheimischen bunten Völkerkonglomerat und nahmen nacher petschene-

¹ Marquart, Osteuropäische u. ostasiatische Streifzüge. Leipzig, 1903. S. 144 f., 466 f.

² Konstantin Porph. de admin. imp. c. 40.

gische Nachzügler türkischen Blutes auf,¹ was zu einem Rückschlage zum türkischen Habitus führte, und die fränkischen Quellen sind nicht müde, deren Häßlichkeit und Abscheulichkeit in den abschreckendsten Farben zu schildern. Ihr türkisches Ungestüm war so unwiderstehlich, daß sie von Ungarn aus in 63 Jahren 32 große Raubzüge bis zur Nordsee, nach Frankreich, Spanien, Italien, Byzanz ungestraft unternahmen konnten. So sind die heutigen Magyaren eines der buntesten Völkergemische des Erdballes und der eine von den heutigen zwei durch Gräberfunde aus der Arpadenzeit bestätigten Haupttypen ist langköpfig mit schmalem Gesichte.²

Solche Metamorphosen sind typisch für alle Nomaden, welche, ihre Familien daheimlassend, über fremdrassige Völker herfallen und zugleich einander bekämpfen. Bei dem rasenden Getümmel, in welchem die innerasiatischen Reiterhorden so häufig schwärmten und einer dem anderen die Beute strittig machte, ist vorauszusetzen, daß geradezu jeder solche Volkstamm zu mindest einmal um Weib und Kind gekommen ist. Die Reiternomaden konnten sich also reinrassiger nur dort erhalten, wo sie stets bloß ihresgleichen gegenüberstanden, während sie gegen Süden und Westen so unmerklich in das Ariertum übergehen, daß irgendeine Rassengrenze nicht wahrnehmbar ist.

Dabei scheinen zweierlei entgegengesetzte Neigungen mitgewirkt zu haben: Manche Türkenstämme kennen nur Heiraten unter ihresgleichen, weil dem geruchlosen gelben Manne der Arier stinkt,³ während andere Horden als leidenschaftliche Weiberjäger berüchtigt waren. Dieser Umschlag ins Gegenteil mag auf einen Verlust der eigenen Frauen zurückzuführen sein, wodurch sie gezwungen wurden, fremdrassige, obzwar ihnen übelriechende Weiber zu rauben. An solche einmal gewöhnt, zogen sie schließlich Arierinnen sogar vor, wie z. B. die Awaren. Bei den Osmanen ist, angeblich seit ihrem Eponymus Osman I. (1288—1326), ein feststehender Brauch, daß sultanliche Prinzen ausschließlich Zirkassierinnen unbedingt blonden Haares und blauer Augen zu heiraten haben. Dieselbe Neigung findet sich offenbar auch

¹ Vámbéry, Ursprung der Magyaren. Leipzig 1882, S. 128 ff., 320 ff., 407 ff. — Vámbéry, a magyarság keletkezése és gyarapodása. Budapest 1905, S. 152 ff.

² O. Herman, Zur Frage des magyarischen Typus (Mitteilungen d. Anthrop. Ges. in Wien XXXV. 1905 S. 63.

³ Adachi (ein Japaner), Geruch der Europäer, im „Globus“ 83 (1903) S. 14 f.

bei der Mongolendynastie des Jissukei-bagatur, Vater Tschingiz-Chagans, denn Batu, des Tschingiz Enkel, wird vom Augenzeugen Rubruquis¹ dem Äußern nach mit Jean de Belmont verglichen, seinen Vetter Kublai-Chan schildert Marco Polo² als Nichtmongolen, und im allgemeinen war diese Dynastie blauäugig mit rötlichem Haar. Dieser Brauch blieb nicht auf die Fürsten beschränkt und so wurden ganze Horden blond und blauäugig, so die Kien-kün (Kirgisen), die Asun, die schlanken, blonden Türken der neupersischen homosexuellen Dichter. Die interessante Schilderung der Chirchiz bei al Gaihānī läßt dieses den Türken und Moslimen fremdartige Volk von den Slawen abstammen. Das Kennzeichen der Slawen ist nach Marquart³ unter den Kirgisen offenkundig: die Röte (Blondheit) des Haares und die Weiße der Haut. Marco Polo nennt die Russen molto belli e biondi.

Wie rasch das Ariertum seine türknomadischen Beherrscher durchzusetzen vermochte, ersieht man an den Hunnen: Diesen unterwarfen sich die Ostgoten, und eine neptis ihres Königs Viniharius († 375) wird des Chagans Frau. Und schon Attilas Oheim Rua oder Ruga (um 422) trägt auch die gotische Namensform Ροιλας (Rugilas). Der Name Attila ist ebenfalls eine Gotisierung seines hunnischen Namens, der mit dem Namen der Wolga, Ἀτελ, d. i. Ätil, Itil, einem türkischen Appellativ für ‚Fluß‘ identisch ist.⁴ Daß am Hofe Attilas († 453), dessen Habitus mongolisch war (kurze, gedrungene Gestalt, dunkle Gesichtsfarbe, tiefliegende, kleine Augen, flache Nase und spärlicher Bart), neben Hunnisch auch Gotisch und Latein gesprochen wurde, wissen wir von Priskos. Nach der syrischen, im Jahre 514 oder 515 geschriebenen Alexanderlegende gab es unter den Hunnen „solche mit blauen Augen“. Vielleicht darf man (Marquart, Streifzüge, S. 361) in dieser Behauptung eine Anspielung auf tatsächliche zeitgenössische Verhältnisse, mit anderen Worten auf eine Mischung der Hunnen mit blonden und blauäugigen (alanischen oder germanischen) Elementen erblicken. — Wie bei den Hunnen Gotisch und Latein, kam bei deren Nachkommen, den Donaubulgaren, das Slawische und Griechische zur Geltung: Nach

¹ Recuil de voyage IV. Paris 1839. S. 268.

² Marco Polo, engl. v. Yule, 2. Aufl., I. London 1903, S. 349, Anm. 1.

³ J. Marquart, Über das Volkstum der Komanen (Abhandl. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, ph.-hist. Kl. N. F. Bd. XIII, Nr. 1, S. 67, 209).

⁴ J. Marquart, Chronologie d. alttürk. Inschriften, Leipzig 1898, S. 77.

der wohl in Bulgarien entstandenen, ursprünglich in griechischer Sprache geschriebenen, mit dem Jahre 765 n. Chr. abschließenden Liste bulgarischer Kane, welche sich in kirchenslawischer Sprache erhalten hat, und worin jede Regierungsperiode nebst der Angabe der Regierungsjahre durch offenbar türkbulgarische Ausdrücke charakterisiert wird,¹ folgten dem [Sohn Attilas] Irnik nacheinander: Gostun, Kurt [=Kubrat] Bezmër. Gostun und Bezmër sind slawische Namen, wohl identisch mit den Antenfürsten, Gebrüdern Κελαγόστης und Μεξάμπος bei Menander. Und noch die Inschriften auf den von den Kanen Omurtag (815?—831) und Malamir (831—835), deren Heerführern gewidmeten Denksteinen sind griechisch.²

Man sieht, wie Schafwanderhirten, sämtlich asiatischer und der Rasse nach altaischer Abkunft, nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihren körperlichen Habitus einzubüßen pflegten. An Schafnomaden arischer Abkunft kann nicht mehr geglaubt werden. Zu Schafwanderhirten wird ein Volk nur, wenn es dazu durch die Beschaffenheit des Bodens mit eiserner Notwendigkeit gepreßt wird und zur Beibehaltung ungezählte Jahrhunderte lang gezwungen bleibt. Einen solchen Zwang übt in Eurasien einzig und allein der innerasiatische, salzige Steppen- und Wüstengürtel aus. Der wirft Mensch und Tier gleichsam mit einem Ruck für die warme Jahreszeit nach Südsibirien hinaus und nimmt im Herbst dieselben, mit gleicher Strenge aus Südsibirien Hinausgeworfenen zu einem äußerst kargen Vegetieren wieder auf. Nur der turanisch-mongolische Steppen- und Wüstengürtel konnte durch seine ungeheure Ausdehnung, beispiellose Rauheit, sömmerliche Unwirtlichkeit, zahlreiche Herden nährenden Salzgehalt, namentlich aber durch seinen untrennbaren wirtschaftlichen Zusammenhang mit dem weiten grasreichen Norden die Entstehung eines Reiternomadentums erzwingen und aus der Volksseele unausrottbar machen.

In dieser ungeheuren Region gab es eine Rassenscheide und irgend ein Gebiet mit bodenständiger Bevölkerung nie. Die ganze Nomadenmasse war in beständigem Flusse und periodischer Durchschüttelung, ein Stamm durchbrach den andern, der östlichste wurde im Handumdrehen zum west-

¹ J. B. Bury, The Chronological Cycle of the Bulgarians (Byzantinische Zeitschrift XIX, 1910, S. 127 ff.). — J. Marquart, Die nichtslawischen, albulgarischen Ausdrücke in der bulgarischen Fürstenliste (Toung-Pao, Bd. XI, 1910, S. 649 ff.).

² Uspenskij & Škorpil, Materialy dlja bolgarskich drevnostej. Abobaplika (Izvěstija Russkago Archeolog. Instituta v Konstantinopolě, X, 1905, S. 189 ff.).

lichsten (— wie die Blondheit der mongolischen Dynastie anzudeuten scheint, wohl auch umgekehrt —), so weit das Geschichtsgedenken reicht. Dadurch wurde das Türkische an einer weitgehenden mundartlichen Differenzierung gehindert, und kam es in längeren Ruhepausen dennoch zu solchen Ansätzen, dann genügte wenige Jahre des nächsten Nomadensturmes, um so ziemlich alle Horden mitsamt deren Dialekten auf das gründlichste durchzumischen. Und da soll in der Vorzeit das Gegenteil davon bestanden, es zweierlei, sprachlich und der Rasse nach grundverschiedene, von einander räumlich getrennte und getrennt gebliebene, sonst aber ganz gleiche reiternomadische Völkerfamilien gegeben haben? Was hätte die eine vor der anderen geschützt? Auf solche Fragen sind die Verfechter dieser Theorie die Antwort bis heute schuldig geblieben, während der Hinweis auf die zahlreichen türkischen Reiternomadenhorden, von denen wir ganz genau wissen, daß und wie sie arisch geworden sind, genügt, diese Theorie als einen bloßen Denkfehler oder Farbenblindheit aus der Wissenschaft endgültig zu streichen.

Die einheitliche Herkunft sämtlicher historischen und heutigen Reiternomaden wird durch die Einheitlichkeit bis ins einzelne und nebensächlichste ihrer ganzen Lebensweise, ihrer Sitten und Bräuche nachgewiesen. Eine Horde ist da das Ebenbild jeder anderen, und seit mehr als zwei Jahrtausenden ist darin nicht die geringste Änderung, keine Differenzierung, kein Fortschritt wahrzunehmen. Die arisch sprechenden Skythen Herodots und Hippokrates' gleichen den Mongolen des Rogerius, des Thomas Archidiakon von Spalato, des Plano Carpini, des Rubruquis, des Marco Polo so haargenau, wie ein Ei dem andern. Die Nachrichten aller dieser Augenzeugen sind demnach zur richtigen Einordnung auch aller übrigen, in Europa eingebrochenen Nomadenhorden, von welchen solche Daten fehlen, beweiskräftig. Nur ein einziger, hörbarer Wechsel macht sich dabei bemerkbar, der der Sprache, welcher indes die Einheitlichkeit der Lebensweise als des ausschlaggebenden Kriteriums für die völkische Abkunft zu verdunkeln nicht vermag.

Wir haben vernommen, daß die weit, bis 3000 Kilometer im Jahre, wandernden Reiternomaden Westturkestans reine Schafwanderhirten strengster Observanz sind, während die Kurzwandernden auch Rind und Schwein halten können, wie die heutigen Karakalpaken und zuvor die Mongolen und alle historischen Nomaden der Pontussteppe, welche durch

die Gunst ihrer neuen Weideplätze zur Züchtung auch dieser beiden Tierarten veranlaßt wurden. Darnach verraten umgekehrt die Viehartensorten einer jeden Nomadenhorde auch, wo die unmittelbar frühere Heimat derselben zu suchen sei. Wüßten wir z. B. nicht, woher die Magyaren nach Ungarn gekommen seien, so genügt schon ihre Rinder- und Schweinezucht zum Beweise, daß sie zuvor lange Zeit in der Pontussteppe gehaust haben.

Ebenso ist das reine Schafwanderhirtentum der Wlachen-Rumänen maßgebend zum Nachweise, daß deren Vorfahren sich in der Pontussteppe höchstens nur kurz aufgehalten, dieselbe vielmehr bloß im Sturme durchsaust haben, sozusagen direkt aus Westturkestan in die Hämushalbinsel eingebrochen sind als ein Splitter des weitwandernden Nomadentums strengster Observanz, dessen schafwanderhirtliche Lebensweise ihnen derart unausrottbar in Fleisch und Blut steckte, daß sie von ihr auch in der neuen Heimat nicht lassen konnten, obzwar die Beschaffenheit der Hämushalbinsel deren Beibehaltung durchaus nicht forderte, sondern ihr gar mannigfache Hindernisse entgegenstellte.

Wann die altaischen Vorfahren der Wlachen an der unteren Donau erschienen sind, läßt sich nicht datieren, nur das ist gewiß, daß es lange vor ihrer Rumänisierung geschehen sein muß. Diesem Sprachwechsel selbst muß aber eine Zweisprachigkeit als Übergangsperiode vorausgegangen sein, und beides zusammen setzt eine rumänisch sprechende, sesshafte Bevölkerung voraus, unter welcher jene Nomaden eine zur völligen Rumänisierung genügende, also lange Zeit hindurch ständig gewintert haben.

Wo kann es geschehen sein, nördlich oder südlich der Linie Save—Donau—Pontus? Eben nur dort, wo schon mehr als ein Jahrhundert vor Beginn der Zweisprachigkeit jener Nomaden rumänische oder rumänisierte Bauernschaften sesshaft waren.

Nördlich der Donau, im Traianischen Dakien, dauerte die romanische Sesshaftigkeit in den Bergwerken und den Städten bloß anderthalb Jahrhunderte, 106 bis 271 sind die äußersten Jahresdaten. Im Jahre 106 begann Traian das in blutigen Kriegen eroberte Land zu kolonisieren, mit Bergleuten aus Dalmatien zur Ausbeutung der Goldminen, während die Städte Kleinasien (aus der Provinz Asia, Bithynien, Karien, Galatien) und Syrer waren, teils griechischer, vorwiegend lateinischer Zunge. Wie es scheint, waren auch Einwanderer

aus Raetien, Norikum und Gallien dabei. Neben diesen fremden Ansiedlern gedieh aber auch die altansässige dakische Bevölkerung. Aus Italien dürften die wenigsten Kolonisten gekommen sein, denn Italien war damals schon so menschenarm, daß Traian selbst geradezu den Grundsatz aufstellte, von dort keine Kolonisten abzugeben.¹ Mommsen, der große Inschriftenforscher, urteilt: „Aus den besten Teilen des Landes wurde die eingeborene Bevölkerung ausgetrieben, und diese Striche mit einer für die Bergwerke aus den Gebirgen Dalmatiens, sonst überwiegend, wie es scheint, aus Kleinasien hereingezogenen nationslosen Bevölkerung wieder besetzt. In manchen Gegenden freilich blieb dennoch die alte Bevölkerung und behauptete sich sogar die Landessprache. Diese Daker sowohl, wie die außerhalb der Grenzen hausenden Splitter haben auch nachher noch den Römern zu schaffen gemacht.“²

Von diesen Völkersplittern kämen für die fragliche Rumänisierung der Vorfahren der Wlachen bloß die Dalmatiner und die buntgemischten nationslosen Kleinasiaten und Syrer in Betracht, wenn es überhaupt auch nur denkbar wäre, daß Bergleute und Städter einen derartigen Einfluß auf das wilde wanderhirtliche Räubervolk hätten ausüben können. Und die altansässige dakische, den fremden Kolonisten keineswegs gutgesinnte Bevölkerung bedurfte wohl vieler Jahrzehnte, um erst selbst romanisiert zu werden, wobei sie jedoch ihre eigene Sprache, die dakische, kaum sobald vergaß, ihr Verkehr mit den Hirten — etwa im Karawanenhandel mit Käse, Salz u. a. — bedurfte einer neuen Sprache wahrlich nicht, wickelte sich ohne Zweifel in dem bisherigen Idiom ab. Übrigens kennen wir die altdalmatinische Mundart hinreichend, sie unterscheidet sich von dem ostwärts von ihr, im heutigen Syrmien, Serbien, West-Donaubulgarien und im Vilajet Kosovo gesprochenen „Urrumänischen“ so wesentlich,³ daß wir auch von ihr absehen müssen. Somit stünden bloß die „lateinischen“ Mundarten der kleinasiatischen und syrischen Kolonisten in Frage; wer will, der möge die Rumänisierung jener Nomaden von ihnen ableiten.

Die Provinz genoß keine Ruhe, und schon Hadrian (117 bis 138), Traians Nachfolger, trug sich mit dem Gedanken, sie ganz und gar aufzugeben. Aurelian trat sie im Jahre 272 an die Goten ab und überführte die römischen Provinzialen

¹ J. Jung, Die roman. Landschaften. Innsbruck 1881, S. 380 ff.

² Th. Mommsen, Römische Gesch., V. Berlin, 1885, S. 203.

³ Jireček, Romanen, I, 20.

über die Donau in den östlichen Teil des obern Moesiens und in die Landschaft Dardanien. So entstand die sogenannte Dacia Anreliana. Die Flucht der römischen Kolonisten begann jedoch schon vor 272.¹

Wer nun die Rumänisierung der Vorfahren der Wlachen im Traianischen Dakien suchen wollte, der müßte annehmen, daß während der anderthalbhundertjährigen Dauer desselben folgende sprachliche Wandlungen dort eingetreten sind:

1. Bildung der rumänischen Mundart unter den sesshaften Provinzialen ‚lateinischer‘ Zunge. Nachher
2. sprachliche Utraquisierung jener unter ihnen ständig winternden Nomaden. Schließlich
3. deren vollständige Rumänisierung.

Jede von diesen drei Wandlungen erfordert Zeit. Wie kann man da mit der so kurzen Dauer der Provinz Dakia auskommen, angesichts der wunderbaren Zähigkeit, mit welcher die Balkanwlachen an ihrer einmal erworbenen Zweisprachigkeit festgehalten haben und sie zum Teil bis heute behaupten?

Doch können denn nicht jene Hirten sich den Auswanderern angeschlossen, unter ihnen weitergewintert und so ihre nördlich der Donau begonnene Rumänisierung südlich des Stromes fortgesetzt haben? Dies würde indes ein intimes Verhältnis zwischen den beiden Schichten voraussetzen, welches den späteren Tatsachen gänzlich widerspräche: Die wlachischen Wanderhirten standen nämlich immer und allen eingebrochenen Nomadenhorden ungleich näher als der einheimischen Bauernschaft, waren daher als innerer Feind zumindest ebenso gefährlich als die Einbrecher selbst. Die mit ihnen gemachten Erfahrungen waren so bitter, daß im Jahre 1284 Kaiser Andronikos, besorgt, die vielen zwischen Konstantinopel und Wiza winternden kampfgewöhnten Wlachen würden sich zu den einbrechenden Tataren schlagen, sie sofort über den Bosphorus nach Asien verpflanzen ließ.² Und

¹ R. Roesler, Romänische Studien, Leipzig 1871, S. 69.

² Pachymeres, Andronikos Pal., interprete P. Possino. Rom 1669, Buch I, c. 37 (in der Bonner Ausgabe Bd. 2, S. 106). In seiner dem griechischen Text beigefügten lateinischen Übersetzung hält sich Poussines an das Original nicht wörtlich, sondern gibt statt dessen einen ausführlichen Kommentar, in welchem folgende Stelle hervorragt: *Erat id genus hominum vagum, incertis errans sedibus, sed ea tempestate late fusum per tractus a suburbii Cplis usque ad Bizyam et ultra pertinentes; per quae loca iam multiplicati supra modum, suspecti merito erant, ne mox irrupturis (quod expectabatur) Scythis vires haud modicas adiungerent, in partes eorum vitae similitudine ac forte originis*

Andreas III. von Ungarn ordnete 1293 an, daß alle Walachen, die auf den adeligen und anderen Gütern sich befinden, auf das königliche Gut Székes versetzt werden sollen, und wenn es auch mit Gewalt geschehen müßte.¹ Ähnlich hat schon Karl der Große 803 die Awarenreste, um sie vollends unschädlich zu machen, in Reservationen eingepfercht.²

Bedenkt man nun, daß die römischen Kolonisten Dakiens von feindseligen sarmatischen Nomaden und germanischen Viehzüchtern stets bedroht waren und vor ihnen schließlich weichen mußten, so ist es gewiß, daß sie sich wohl gehütet haben, in ihr neues Heim derlei gefährliche Elemente mitzunehmen. Demnach spricht nichts dafür, daß die Rumänisierung der Wlachen nördlich der Donau stattgefunden habe, vielmehr alles, daß dies südlich des Stromes geschehen sei und zwar eben in jenen Gebieten, welche nachweisbar von seßhaften Kolonisten rumänischer Zunge besiedelt waren. Die römische Kolonisation und mit ihr die Ausbreitung der lateinischen Sprache in den Ländern zwischen Adria und Pontus ist nämlich viel älter und dauerte viel länger als im Traianischen Dakien.³ Die Provinz Dalmatia umfaßte die adriatische Küste bis etwa zur Mat zwischen Alessio und Durazzo, reichte ostwärts in das heutige Serbien über die Landschaften von Rudnik und Čačak. Das Innere der Provinz wurde den illyrischen Stämmen belassen. Die Bewohner betrieben Bergbau und einen geringen Ackerbau und waren meist Schafhirten. Käse war eines der wichtigsten Erzeugnisse von Dalmatia; den ‚caseus Docleas‘ (die Küstenlandschaft Dioclea, südlich von Cattaro, war der Winterplatz der auf dem Lovćen sömmernden Schafhirten) nennt Plinius NH. 11, 42, 240, den ‚caseus Dardanicus‘ (in Obermoesien an der obern Morawa) eine Reichsbeschreibung des 4. Jahrhunderts n. Chr. (Geographi gr. min. 2, 523). Durch den Kriegsdienst der Illyrer verbreitete sich die Kenntnis des Lateins in die entlegensten Gebirgstäler, doch die fehlerhafte Sprache der Inschriften läßt sehen, wie

communione tracti... Die Erkenntnis, daß die Wlachen mit den Tataren von ähnlicher Lebensweise und vielleicht auch gemeinsamer Abkunft waren, macht dem gelehrten Jesuiten alle Ehre. Seitdem wird zwar sein Kommentar zitiert, als ob die Stelle von Pachymeres selbst stammte, aber niemand — auch Roesler, S. 120 nicht — hat diese Erkenntnis beherzigt.

¹ Hunfalvy, Neue Erscheinungen der rumänischen Geschichtsschreibung. Wien 1886, S. 90.

² Marquart, Streifzüge, S. XIX.

³ Jireček, Romanen, I, S. 10 ff.

unvollkommen diese Sprachkenntnis war. — An der unteren Donau von der Savemündung abwärts wurde durch mehr als sechs Jahrhunderte lateinisch gesprochen, von Augustus bis Phokas († 610), in der Nähe der Mündung wohl bis Konstantinos Pogonatos (—685). Lange Zeit vor der Eroberung Dakiens durch Traian im Jahre 106 war das Latein in den Donaulandschaften heimisch geworden, die römische Herrschaft in Dakien ist nur eine ungefähr 150 Jahre umfassende kleinere Episode in der Geschichte der Romanisierung an der Donau.

Im Laufe des ersten Jahrhunderts n. Chr. wurden die Truppen an der Donau von 2 auf 10 bis 12 Legionen vermehrt; sie bestanden ursprünglich aus römischen Bürgern Italiens, bald wurde jedoch der Kriegsdienst erblich, und an den Reichsgrenzen entwickelte sich ein Grenzersystem. Die Veteranen erhielten nach dem Abschied Ländereien, ihre Söhne dienten wieder in der Grenzarmee. Die Ländereien lagen nicht alle in der Nähe der Grenzlager, sondern oft tief im Innern, z. B. in den Inschriften der Colonia Flavia Scupi (Skopje) im obern Wardargebiet erscheinen zahlreiche Veteranen der Legio VII. Claudia, die Jahrhunderte lang in Viminacium (bei Požarevac, ö. v. Belgrad) garnisonierte. Diese Lager- und Veteranenstädte waren die Mittelpunkte der lateinisch redenden Bevölkerung des Donaugebietes, welche teils italienischen Ursprungs war, teils in Kriegsdiensten sich romanisierte. Von diesem Völkergemisch stammt das verwilderte Latein vieler Inschriften bei diesen *militares et paene barbari* von Illyrikum. Zahlreiche Kaiser des 3. und 4. Jahrhunderts stammen aus diesem militärischen Grenzgebiete, aus Dalmatien stammte bloß Diokletian, ein Freigelassener aus Dioklea (j. Podgorica).

Die Inschriften, Meilensteine und Stadtmünzen der Kaiserzeit lassen die Grenze zwischen den zwei damals herrschenden Sprachen, dem Latein an der Donau und der Adria einerseits und dem Griechisch in Makedonia und den hellenischen Gebieten Thrakiens andererseits ziemlich genau feststellen. Sie lief von Alessio an der Adria, weiter südlich von der Straße Skutari—Prizren ostwärts, fiel dann zusammen mit der Grenze zwischen Moesia superior und Makedonia (Skopje war lateinisch, das nahe Stobi griechisch), folgte dann der alten Grenze zwischen Moesia sup. und Thrakia (Nissus, j. Niš, und Remesiana, zwischen Niš und Pirot, waren lateinisch, Küstendil und Sofia samt Landschaft Pirot griechisch). Weiter wendete sie sich längs des Nordabhanges des Hae-

mus ostwärts so, daß die Inschriften von Vraca und Nikjup (Nikopolis, bei Trnovo) meist griechisch, die des Donauufers bis zur Mündung dagegen fast ausschließlich lateinisch sind.¹

Im spätern Mittelalter wurden zwischen Adria und Pontus von den Nachkommen der Romanen der spätrömischen Zeit zwei Mundarten gesprochen, die altdalmatinische und die rumänische. Die Verschiedenheit ihrer Entstehungsgeschichte ist an ihren Unterschieden zu erkennen. In Dalmatien, wo die römische Kolonisation älter war, erhielten sich, trotz der ununterbrochenen und stets lebhaften Verbindung mit Italien, manche Archaismen. Im untern Donaugebiet dagegen, dessen Kolonisation jünger war, entwickelte sich bei der größeren Entfernung von Italien eine Sprache, die sich von der Italiens immer mehr entfernte. Das Zentrum des ‚Urrumänischen‘ lag dort, wo das lateinische Sprachgebiet an der untern Donau die größte Breite hatte, also im heutigen Syrmien, Serbien, im Westen Donau-Bulgariens und im Vilajet Kosovo. Aus diesen Landschaften, besonders aus dem Flußgebiete der Morawa und Timok war die ganze römische Eroberung der untern Donauländer ausgegangen. Ausläufer dieses Sprachgebietes umfaßten einerseits das rechte Donauufer bis zur Mündung, andererseits das Traianische Dakien während der anderthalb Jahrhunderte der römischen Herrschaft in diesem transdanubischen Gebiete.²

Aus dieser lichtvollen Darstellung Jirečeks sind die Ermittlung der romanisch-griechischen Sprachgrenze und die Lokalisierung und Gegenüberstellung des Altdalmatinischen zum ‚Urrumänischen‘ die lehrreichsten Momente. Zunächst stünde fest, daß die Rumänisierung der Vorfahren der Wlachenhirten nur nördlich der ‚urumänisch‘-griechischen Sprachengrenze hätte stattfinden können. Allein das Gebiet des ‚Urrumänischen‘ Jirečeks ist ein vollständiges Binnenland, das nirgends die Adria berührt, und da beginnen die Schwierigkeiten. Hätte nämlich die Rumänisierung jener Schafnomaden in diesem Binnenlande, einer ausgesprochenen Berglandschaft mit eingeschlossenen Ebenen, stattgefunden, dann hätten die Hirten notgedrungen während ihres Sprachwandels samt der vorangegangenen Zweisprachigkeit dort (u. zw. in den von Gebirgen eingeschlossenen Ebenen) auch ständig lange Zeit hindurch w i n t e r n müssen — denn bloß während des Winters mitten einer fremdsprachigen,

¹ Jireček, S. 13.

² Jireček, S. 20.

seßhaften, also bäuerlichen Bevölkerung findet der Hirt Gelegenheit zur völligen Adoptierung der Landessprache — und ihre Sommerweiden wären von ihren Winterplätzen nicht weit entfernt. Was wäre die Folge gewesen? Sie hätten es nicht nötig gehabt, weitwandernde Schafhirten strengster Observanz d. i. ohne Rind und Schwein, ohne irgend einen Ackerbau — wie wir sie nachher und teilweise noch heute finden — zu bleiben, hätten vielmehr auch Rind und Schwein halten und einigen Ackerbau, wie die Bergkirgisen Ferghanas und die serbisierten Wlachen Montenegros (mit ihren Winterplätzen im Primorje und Sommerweiden auf dem Lovćen und in den Katuni) pflegen können, kurz, sie wären rasch ansässig geworden, wie später viele ihrer Nachkommen in Serbien zur Zeit der Nemanjiden und noch heute auf der ganzen Balkanhalbinsel, wenn ihnen das Wintern an einer Küste entzogen ist. Und wären sie schon zur Zeit ihrer Rumänisierung einmal halbansässig gewesen, dann hätte das Gros ihrer Nachkommen — bekanntlich reine Schafwanderhirten — eine Rückwandlung von der Halbansässigkeit zum strengsten Schafnomadentum durchmachen müssen, eine wirtschaftliche Unmöglichkeit ohne Beispiel; denn wenn der so tief eingefeilte Wandertrieb einmal erloschen ist, kehrt er, unter Aufgebung der inzwischen gewonnenen Vorteile und Bequemlichkeiten des Hauswesens, nie mehr wieder.

Daher ist das strenge Schafwanderhirtentum der historischen Wlachen unbedingt eine ununterbrochene Fortsetzung ihres ursprünglichen, von Zentralasien hergebrachten Zustandes, und dieser Zustand setzt voraus, daß während ihrer Rumänisierung ihre Winter- und Sommerweiden weit von einander entfernt waren, wobei die Winterplätze trotz allen linguistischen, aus der Sprachtopographie Jirečeks entspringenden Bedenken, denn doch irgendwo an der Adria zu suchen sind.

Die Ergebnisse der Sprachtopographie sind Tatsachen, die der Wirtschaftsgeschichte sind es nicht minder. Zwei Tatsachen können jedoch einander nicht widersprechen, müssen in Einklang zu bringen sein. Hier ein Versuch: Veteranen irgend einer im binnenländisch rumänischen Sprachgebiet garnisonierenden Legion mögen in irgend einem sonnigen und schneefreien Küstenstrich im altdalmatinischen oder griechischen Sprachgebiete Ländereien empfangen und dort das Rumänische beibehalten haben, denn ihre Nachkommen dienten viele Generationen hindurch in derselben Legion und Garnison im rumänischen Sprachgebiet. Dann wäre eine

rumänische Sprachinsel geringsten Umfanges in dalmatinischer oder griechischer Umgebung wohl denkbar.

Aber nicht nur ein Gebiet geringsten Umfangs, sondern auch ein numerisch unbedeutender Hirtenschwarm genügt zur Erklärung des Ursprungs des rumänischen Nomadentums, es können sogar weniger als hundert fremdsprachige Wanderhirten gewesen sein, welche dort begonnen haben, dauernd zu wintern. Der Katun (Hirtenlager) wächst infolge des bekannten Kindersegens zusehends, der Winterplatz wird bald zu enge, der Überschuß wandert staffelweise ab. Der Wiegenkatun wird in wenigen Wintern zweisprachig, mit dem Rumänischen als der äußeren Verkehrssprache der Männer, wogegen die dem Verkehr fernstehende Frau die längste Zeit hindurch an ihrer Einsprachigkeit hartnäckig festhält. Der ausschwärmende Überschuß sucht und findet eigene Winterplätze nah und fern, teils im dalmatinischen, teils im griechischen Sprachgebiet, wo er sein bloß auf die eigene Mannschaft beschränktes, sonst von Niemand verstandenes Rumänisch vergißt und mit der dortigen Landessprache eintauscht. Ein Teil wird durch Herdenverlust oder Sperre des Winterplatzes halbansässig und hörig, scheidet also auch aus dem Nomadismus selbst. Andere Katune schließen sich den nacheinander eingebrochenen lebensverwandten Hunnen, Türkbulgaren, Awaren und sonstigen Türknomaden an und gehen in ihnen auf. Viele kommen in den endlosen Kriegen um, viele bleiben dalmatinisch oder griechisch, viele gliedern sich dem ausgeschwärmten Überschuß des inzwischen gänzlich rumänisierten Wiegenkatuns an und machen mit ihm alle die Abwanderungen in die weitesten Entfernungen mit, wobei ihre Nachkommen die verschiedensten Entnationalisierungen zugunsten der Griechen, Albanesen, Serben, Kroaten, Slowenen einerseits, der slawischen Bulgaren, Ruthenen, Polen, Slowaken, Tschechen andererseits miterleiden. —

Zu diesem vielgestaltigen Sprachenwechsel gesellen sich auch verschiedene Metamorphosen der Rasse selbst. Der Schafwanderhirt heiratet grundsätzlich nur eine ebenfalls im Nomadismus geborene und dessen vollständig kundige Gefährtin, denn eine Bauernmaid wäre der ihrer harrenden Aufgaben im Katun durchaus nicht gewachsen und gar zum beständigen Wandern gänzlich ungeeignet. Er, wenn zum Beispiel gräzisiert, wird einer griechischen Bauerndirn eine Petschenegin von Moglena, mit der er sich nicht einmal verständigen konnte, unbedenklich vorgezogen haben, dieser

aber natürlich eine griechische Nomadin. Dagegen zieht die Romantik des Wanderhirtenlebens und des mit ihm vielfach verknüpften Räuberunwesens manchen arkadisch gestimmten Bauernburschen unwiderstehlich an. Wie noch heutzutage in Ungarn, Rußland und anderwärts nicht selten Jünglinge schönen Zigeunerinnen in deren ekelhaftes Wagenlager folgen, um so verlockender war der Anschluß an die wetterharten, kraftstrotzenden, kampfgewöhnten, lebensklugen, kunstgewerblichen Wlachenhirten, denen Milch und Honig in Strömen fließt und deren prächtige (wenn auch allzu rasch verwelkende) Mädchen so bezaubernd wirken. Und groß muß die Flucht der bäuerlichen Jungmannschaft in die Hirtenkatune gewesen sein, wenn besondere Gesetze der serbischen Könige zu ihrer Steuerung notwendig wurden (s. oben S. 165). Daß sie wohl nicht besonders wirkten, liegt in der Tiefe jugendlicher Empfindungen. Durch diesen Einschlag erhielten die Wlachenhirten allmählich ihren arischen Habitus mit den mitunter klassisch-schönen Männergestalten, von denen die Häßlichkeit der, weil in schwerster Tagesarbeit abgerackerten Frauen auffallend absticht. Auch in Montenegro sind die Männer prächtig, die Frauen vorzeitig verblüht.

Der wlachische Wanderhirt kommt im äußern Verkehr mit seiner Muttersprache nicht aus, ist daher in der Regel zumindest zweisprachig. Dagegen waltet die Frau nur innerhalb des Flechtwerks der Nomadenhütte, ihr genügt ihre Einsprachigkeit vollends. Heiratet nun ein Nichtrumäne zu ihr ein, dann muß er sich bequemen, ihretwillen rumänisch zu lernen und zu sprechen. Diese Abneigung der rumänischen Frau vor jeder fremden Sprache wirkt auch bei den seßhaft gewordenen Rumänen nach. Die Entnationalisierung zahlreicher Slawen durch den allzwingenden Einfluß der rumänischen Frau — urteilt Roesler S. 144 ganz richtig — hat gewiß ebenso durch die Jahrhunderte her mit großem Erfolge gewirkt, und wie sie viel slawisches Blut in das Rumänentum goß, diesem auch eine ungemaine Vermehrung seiner Volkszahl zugeführt. Nur so war es aber auch möglich, daß ungeachtet des dort so scharf ausgeprägten Sprachstolzes die rumänische Sprache des Bauern und gemeinen Mannes [in Rumänien] noch so voll Slawismen ist: sie stammen aus dem alten [wenn auch gesetzlich verpönten] Konnubium mit den Slawen, aus der innigsten täglichen Durchdringung von Slawisch und Rumänisch, wo das Rumänische, indem es die Grundform hergab, doch manche starke Einflüsse erlitt

in den unwillkürlichen Zugeständnissen des Ohres und Mundes. Daß Moesien sowie Illyricum, der Norden wie der Westen der Halbinsel, in weit höherem Maße, als man bisher annahm, romanisiert gewesen sein muß, zeigt auch das ungemein starke römische Element, welches das Albanesische sich bewahrt hat und das dem Griechischen und dem Slawischen in ihm das Gleichgewicht hält. Die Hämushalbinsel war denn also der Ausgangspunkt des rumänischen Volkes, das nach und nach in die leeren und minder dicht erfüllten Räume nordwärts rückend, den Südosten Europas in dauernden Besitz genommen hat, seither wieder [dieses „wieder“ Roeslers ist, weil unrichtig, zu streichen] vom Hirtenleben zum ackerbauenden übergegangen ist und jetzt vom Aspropotamo bis über den Dnjestr hinaus . . . verbreitet, in freilich sehr ungleicher Dichtigkeit wohnt. Im Reich der Romäer haben die Rumänen die Zeit, die wir das Mittelalter zu nennen lieben, als Hirten, Räuber und Krieger verbracht, der Name, mit dem sie sich nannten, und der ihnen gemeinsam ist mit den Griechen und zum Teil mit den Bulgaren, ist eine Erinnerung an jene Tage, als auch sie Untertanen des östlichen Römerreiches waren.

Nun wollen wir mit Miklosich¹ den Wanderungen und der Ausbreitung der wlachischen Schafnomaden folgen:

Mitte des 12. Jahrhunderts waren die Wlachen noch rumänisch, wie aus einer Stelle bei dem Presbyter Diocleas hervorzugehen scheint: „Latini, qui illo tempore Romani vocabantur, modo vero Moroulahi [von griechisch Μαυροβλαχοί ‚schwarze Wlachen‘], hoc est Nigri Latini vocantur. Damit steht in Übereinstimmung die strenge Scheidung zwischen Serben und Wlachen, die nur unter der Voraussetzung erklärbar ist, daß der Unterschied nicht bloß auf den Beruf, etwa darauf gegründet war, daß jene Ackerbau, diese hingegen Viehzucht trieben; nur die Annahme einer ethnischen Verschiedenheit macht es begreiflich, daß Heiraten von Serben mit Wlachinnen von nachteiliger Rechtsfolge begleitet waren. Mit ‚Vlah‘ bezeichnet der Serbe den nördlichen Rumänen in Ostserbien und im Banat, den südlichen nennt er ‚Zinzar‘; der Bulgare nennt beide ‚Vlah‘. Auf den Volkscharakter der Rumänen als Wanderhirten mit Pferd, Schaf und Ziege von Alpe zu Alpe, von Weide zu Weide „ist ein besonderes

¹ Miklosich, Über die Wanderungen der Rumänen in den dalmatinischen Alpen und den Karpaten (Denkschriften des Wiener Akad., phil.-hist. Kl. XXX; 1880).

Gewicht zu legen: er erklärt die weite Verbreitung und dadurch die große Bedeutung des rumänischen Volkes für die Geschichte der Gebiete zwischen den beiden Meeren und den angrenzenden Ländern bis in eine weite Ferne“. So scharf hat vor Miklosich niemand das Richtige erfaßt, die wirtschaftliche, wesentlichste Seite lief und läuft noch immer in der Literatur nur so nebenbei mit.

Über die Ausbreitung der Wlachenhirten auf der Balkanhalbinsel genügt es zu wiederholen, daß deren gesamtes Gebiet ihrer voll war, und es dort kaum ein Handbreit Erde gibt, wo sie nicht gesömmert oder gewintert hätten. Speziell von Montenegro haben wir S. 168 ff. bereits gesprochen. Von da nördlich kennt die Geschichte ihr Dasein die Küste entlang bis nach Istrien, und gegen Osten weit ins Binnenland hinein. Dort und auf der Insel Veglia werden sie als Murlachi („Schwarze Wlachen“) von den Crouati ebenso strenge, wie auf serbischem Boden Wlachen und Serben auseinander gehalten. Im Jahre 1373 heißt ein Distrikt circa metas Bosnae et Corbaviae (Krbava) ‚Maior Vlachia‘. Die von Veglia sprachen noch Anfang des 19. Jahrhunderts, die von Istrien (die zweisprachigen Tschitschen) sprechen noch heute rumänisch. „Die Gegend von Triest ist [nach Miklosich S. 6] unzweifelhaft der Endpunkt der Wanderung gewesen“. Dies ist indes mehr als zweifelhaft angesichts der nicht wenigen Ortsnamen wie Lahovo, Lahoviče, vier Lahinja, davon eines in der Gemeinde Stockendorf (slowen. Planina ‚Alpe‘), fünf Lašče, zwei Lašina, Laško in Krain; Lahomno, Lahomšek, Lahonšček, Lahov, Lahonci, Lahovna, zwei Lahovnik, Laško (Markt Tüffer, als forum schon 1227), Laškavas („Wlachendorf“) in Untersteiermark, wo der Sannfluß die Grenze zwischen diesen Ortschaften und der awarobulgarischen Hirtenregion der Župane¹ bildet. Diese Krainer und untersteirischen Orte werden zwar als italienische Kolonien angesehen — der Slawe nennt den Italiener Vlach — doch sind sie in ausgesprochenen Weidegebieten gelegen, daher — wenigstens teilweise — wohl eher wlachenhirtlichen Ursprungs; denn es ist nicht einzusehen, warum die Wlachenhirten, welche, wie wir bald hören werden, durch den ganzen Karpathenbogen bis nach Mähren vorgeückt sind, gerade in Občina bei Triest² stehen geblieben

¹ Über das Wesen der untersteirischen Župane s. Peisker, Neue Forschungen, I. Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen. S. 143 ff. (VJSchr. f. SWG. III, S. 329 ff.)

² Miklosich, Die slaw. Elemente im Rumunischen, S. 56 (Denkschriften XII.1862).

wären und die Triften des von Feinden oft verwüsteten Krain mit Untersteiermark gemieden hätten.

Älter als die soeben besprochenen Wanderungen gegen Nordwesten bis nach Istrien, beziehungsweise Untersteiermark, ist die rumänische Ausbreitung gegen den Nordosten, in die Walachei, Moldau, Bessarabien und die gesamte Gebirgskette der Karpathen und Beskiden. Seit Abzug der Germanen (bis auf geringe Reste der Gepiden) aus diesen Gebieten und Besetzung derselben durch die Awaren und deren stammverwandten Anhang sind die genannten Länder als Weideplätze türkischer Nomaden anzusehen, welche in den Ebenen mit der immer mehr schwindenden slawischen Bauernschaft in derselben Symbiose lebten wie die Balkanwachen mit den Serben, Slawobulgaren, Griechen u. a. Zwar nehmen die rumänischen Historiker und Jung¹ mit seinen Anhängern nördlich der Donau seßhafte Rumänen an, welche sich auch nach Diokletians Räumung von Dakien 271 dort ständig behauptet haben: „Gleichwohl können die Romaenen die ganze Zeit in ihren transsilvanischen Alpen gesessen haben, wie jene Wachen und Ladinier in ihren Ostalpen. Mag auch der Romanisierungsprozeß noch nicht ausgegohren gehabt haben, als Rom die Herrschaft über Dakien verlor; gerade in den stürmischen Zeiten, die darauf folgten, ist hier wie anderswo jener Prozeß beschleunigt worden, indem die Bevölkerung sich in den Bergen zusammendrängte und so auch denjenigen Teil, der in den abgelegenen Tälern noch die alte Nationalität und als Patois seine eigene Sprache bewahrt hatte, gänzlich romanisierte“. Xenopol² geht um einen Schritt weiter. In Dakien gab es nach ihm zwei Klassen der Bevölkerung: die Bewohner der Städte, sozusagen die Aristokratie des Landes, eingewanderte römische Bürger, mit welchen die höheren Schichten der Daker verschmolzen; die Landbewohner (Bauern und Hirten), welche von den romanisierten Dakern und den Veteranen der römischen Legionen abstammten. Die Städtebevölkerung entwich vor den Barbaren, während die armen Landbewohner sich in die benachbarten Schluchten der Berge zurückzogen und dort Hirten wurden, woher sie leicht in ihre alten Wohnungen zurückkehren konnten.

¹ J. Jung, Die Anfänge der Romaenen. Wien 1876. S. 38 f. (S.-Abdr. a. d. Zs. f. d. öst. Gymn. XXII, 1876 S. 98 f.)

² Xéropol, Une énigme historique. Les Roumains au Moyen-Age. Paris 1885. S. 36. — Hunfalvy S. 45.

Größere Albernheiten sind noch nie geschrieben worden. Wie kann ein „armer Landbewohner“ Hirte werden, wo nimmt er geschwind das nötige Vieh her, lernt es betreuen, nutzen und mit ihm wandern, er, bis dahin ein seßhafter Mann? Als Hirte kann er in den Bergen nur während des Sommers verweilen, gleich schon den nächsten Herbst muß er mit dem Vieh unbedingt ins offene Land zurück, eben dorthin, von wo er wenige Monate zuvor entwichen ist, geradeaus in den Rachen der Einbrecher, vor denen er sich flüchten mußte! — Und die „noch nicht ausgegohrenen“ Romaenen Jung's hätten „in den Bergen“ keinen Schutz gefunden, denn diese bildeten ja selbst die unerläßlichen Sommerweiden der eingebrochenen, in den Tiefländern am Pontus und an der unteren Donau winternden Türknomaden, in deren Schatten übrigens am wenigsten Platz war für eine solche Sprachenpropaganda. Und der Vergleich mit den Wachen und Ladinern, welche Jung S. 34 ff. bearbeitet, hinkt erst recht, denn die hatten es mit Germanen zu tun, also mit keinen blindwütigen und blutdürstigen Raubmördern, wie es die Awaren und alle sonstigen Türken gewesen sind. — Unmittelbar nach dem Erscheinen der Awaren in den östlichen Gebieten des fränkischen Reiches, im Jahre 562, mußten die Deutschen den ganzen Osten Altgermaniens preisgeben, die Länder östlich von der Elbe und Saale erscheinen plötzlich von slawischen Awarenknechten dicht besiedelt. Sind also die kriegsgewaltigen Germanenrecken wie Spreu vor der Awarenwut zerstoßen, wie konnten die armseligen angeblichen „Dakorumänen“ „in den transsilvanischen Alpen“ ebensolchen Bestien widerstehen? Seitdem die Goten die Pontusländer den Hunnen räumen mußten, stürmte fortan eine Nomadenhorde der anderen nach, die Steppe verblieb vierzehn Jahrhunderte hindurch in reiternomadischen Händen. Wie der rasendste Steppenorkan jagte jede dieser Horden ihre Vorgängerin in wilder Flucht in die Kulturländer Europas und vertilgte die inzwischen in der Grassteppe eingenistete slawische Bauernschaft, von welcher sich nur die wenigsten flüchten konnten, denn der Einbruch kam zu plötzlich.¹ Und weil keine dieser Horden sich hier

¹ Hruševskýj, Geschichte des ukrainischen (ruthenischen) Volkes. I. Leipzig 1906, S. 235 ff., nimmt ein langsames Zurückweichen an und findet im 12 und 13. Jahrhundert eine recht zahlreiche ukrainische (ruthenische) Steppenbevölkerung, die Brodniki, welche in enger Verbrüderung mit den Nomadenhorden in diesen Steppen zu leben vermochte; die Berlandiçi (wohl Druckfehler für Berendiçi) an der Donau, Handelsleute und Piraten; galizische Fischer an der unteren Donau; Städte wie

lange genug behaupten konnte, um, wie die Skythen und Chazaren, durch den Verkehr mit Kulturvölkern gezähmt werden zu können, und die griechischen Pontuskolonien längst vernichtet waren, verfiel das Land in die Nacht der tiefsten Barbarei.

Oleſje am unteren Dnjepr, eine wichtige Handelsstadt, Seehafen Kijews; den russischen Hafen an der Donnmündung; Tmutorokanj, eine inselartige russische Besetzung jenseits des Polowzer Meeres. Er meint, in den Steppen selbst hätten sich „wie es scheint“ manche Ansiedlungen erhalten, und alle diese Überreste mußten in der ersten Zeit nach Anknunft der Petschenegen noch bedeutender sein (S. 243). Dies ist unrichtig, eine solche Kontinuität hat nicht bestanden, denn wie wir wissen, pflegt nach der ersten Raserei jede eingebrochene Horde in ihrer Wut nachzulassen und begann dann selbst das von ihr entvölkerte Land von neuem mit Bauern zu besiedeln und einigen Handelsverkehr durchzulassen, schon um ihre eigene Beute an den Mann zu bringen. So tauschten die Magyaren der Pontussteppe den Raub ihrer Menschenjagden im Hafen Karch (j. Taman) mit „Romäern“ gegen griechische Brokate und sonstiges ein (Marquart, Streifzüge, 467).

Wer waren diese „Romäer“? Handelsjuden, nur diese konnten einen so gefährlichen Handel mit den Wilden wagen, sich offenbar die grenzenlose Verachtung zunutze machend, welche der geruchlose altäische Nomade gegen den Juden — wie Fr. v. Schwarz S. 442 annimmt — wegen dessen ihm unerträglichen Geruchs dermaßen bekundet, daß er ihn zwar wie jeden anderen gelegentlich ausplündert, aber wenigstens seinen, wie Hund und Schwein unreinen Körper nicht antastet. Ähnlich berichtet auch Vámbéry, Reisen in Mittelasien. 2. Aufl. 1873, S. 175. Chordádbih sagt von den spanischen, „wegkundigen“ Handelsjuden, daß sie arabisch, persisch, romäisch (griechisch), fränkisch, spanisch und slawisch sprechen und vom Abendland nach dem Morgenland reisen, zu Land und zu Wasser. Ihre Reisen reichen bis nach China. Und der spanische Handelsjude Ibráhîm b. Jaqûb, eine Art Tacitus des Slawentums, hat in seinem Reisebericht über die Slawenlande im Jahre 965 ein förmliches Lehrbuch des Sklavenhandels geschrieben. Eine merkwürdige Geschäftsverbindung zwischen Menschenjäger und Sklavenhändler, welcher der eigenen Versklavung nur dadurch entging, daß er als Sklave unverwendbar war, sich niemand würde gefunden haben, der dem Nomaden einen gefangenen Juden abgekauft hätte.

Den türkischen Menschenjäger hat dagegen der relative Wohlstand von diesem sauberen Handel verweichlicht, so daß er der Wut der ihm nachstürmenden, frisch wilden Horden nicht mehr widerstehen konnte und sich selbst nach dem Westen, wie alle seine Vorgänger, flüchten mußte. Die Geschichte wiederholte sich, die seßhafte Steppenbevölkerung wurde von Neuem teils ausgemordet, teils verscheucht, der Handelsverkehr wieder unterbrochen und so fort, bloß die vagierenden Elemente, die Brodnici u. a. konnten sich im Anschluß an die neuen Einbrecher behaupten. Wer sind diese Brodnici? Das Wort stammt von brod ‚Furt‘, aber das russische Verbum brodit' bedeutet ‚herumirren, herumstreichen, Fische mit dem Zugnetz fangen‘, brodnik dial. ‚Landstreicher‘ (Dahl Wtch). In der Schenkungsurkunde Andreas II. von Ungarn an den deutschen Ritterorden im Burzenlande (südliches Siebenbürgen) geht die Grenze ad terminos prodnicorum, wofür aber in der Konfirmation des Papstes Honorius usque ad terminos Blacorum steht (Hunfalvy

Irgendein regelmäßiger Handelsverkehr war da ganz unmöglich, es gab lange Perioden, in denen überhaupt der Verkehr auch auf den Wasserwegen vollständig gesperrt war, denn an den Flußufeln, namentlich den gefährlichen Dnjeprschwelen, über welche die Kähne zu Lande getragen werden mußten, lauerte in dem reiterhohen Grase der Nomade, mordete die Bemannung und raubte die Waren. Da jedoch die Südländer und der Orient nach den Rohprodukten des Nordens (Wachs, Honig, kräftige Sklaven, schöne Sklavinnen, kostbares Pelzwerk) gierig fragten, so fanden waghalsige skandinavische Seeräuber-Kaufleute, auf dem ungeheuren Umwege Düna-Wolga- oder Ladoga-Wolchow-Msta-Wolga-Kaspisee, wo immer am Euphrat für diese Waren, die sie in Rußland einfach zu rauben brauchten, reichen Absatz, während die Strecke Ladoga-Dnjepr-Pontus-Konstantinopel nur zeitweilig, aber immer mit großer Lebensgefahr offenstand.

In solch trostlosen Verhältnissen ist für die erdichteten seßhaften „Dakorumänen“ natürlich kein Platz, wohl aber für wanderhirtliche Balkanwachen, welche schon wegen der gleichen Lebensweise auch den wildesten Nomaden der Pontussteppe nahestanden und ihnen treffliche Dienste leisten konnten. Bekanntlich pflegten die türkischen Reiterhorden ihre Einbrüche nach Europa durch genaues und organisiertes Auskünden der heimzuzuschenden Staaten in weite Fernen sorgfältig vorzubereiten. Die dazu gewählten Späher mußten der ihnen zugewiesenen Gebiete, deren Verkehrswege, Furten und Pässe kundig sein und die Landessprachen beherrschen. Wer war da fähiger dazu, als der rumänische, des Slawischen mächtige Wanderhirt, und es läßt sich denken, daß da ein ganzes Netz um die ausersehenen Opfer gesponnen wurde durch zweckmäßige Dislokation von wlachischen Haufen, deren Nachkommen dann die Bevölkerung jener Gebiete ausmachten. Im Schatten der Petschenegen, Komanen und Taren wurden die Rumänen zu einem allmählich kompakten Volke, zu Herren der unteren Donauländer.

Im Jahre 1164 erscheinen urkundlich zum erstenmal nördlich der Donau, in Bessarabien oder der Moldau, Wachen als

105 f.), hier waren also die Brodnici wlachische Wanderhirten. Und die Berendici werden 1097 mit den Petschenegen und Torken zusammen als Feinde eines russischen Teilfürsten genannt, und ein torkischer Hirte führt den Namen Berendij (Marquart, Volkstum der Komanen, S. 28).

Somit sind die Brodnici und Berendici keine „ukrainische (ruthenische) Bevölkerung“, sondern fremdsprachige Wanderhirten, deren Anschluß an die Petschenegen und andere Türknomaden ganz natürlich ist.

Häsker Kaiser Manuels, um dessen Oheim Andronikos auf der Flucht zu Wladimir von Halič abzufangen.¹ Damals waren die Komänen der Pontussteppe durch ihre Beziehungen zu Byzanz aus ihrer ersten Wildheit bereits etwas heraus und ließen einen Handelsverkehr mit den Nordländern wieder durch. Schon 1134 verleiht Iwanko von Halič den (wohl jüdischen) Kaufleuten von Misiwri (südlich von Warna) Zollfreiheiten in seinen Landen (Tomaschek, S. 344), was wohl auch den wlachischen Karawanen zustatten kam. In den transsylvanischen Alpen Siebenbürgens erscheinen im Jahre 1224 die Wlachen als Mitbenützer eines Waldes mit den Petschenegen (silva Blacorum et Bissenorum).² Diese wichtigen drei Worte zeigen, wie gut sich die Wlachhirten sogar mit den rasendsten aller Nomaden vertrugen, so daß sie mit ihnen auf gemeinsamen Alpen zusammen weideten und sie nachher offenbar aufsogen. Diese Wahlverwandtschaft reicht noch weiter zurück: Nach Unterwerfung Bulgariens durch Basilius II. im Jahre 1018 setzten nämlich die Petschenegen von der heutigen Walachei häufig über die Donau, um zu plündern, wobei die ortskundigen Wlachen ihre Wegweiser waren, und Hunfalvy S. 88 urteilt gewiß richtig, daß durch diesen Verkehr die Wlachen auf das nördliche Ufer gezogen wurden, wo sie, des Slawischen mächtig und als tüchtige Schmiede, der Horde wichtige Dienste leisten konnten. Schon 1164 werden sie — wie schon bemerkt — an Galiziens Grenze bezeugt, von wo sie gegen Westen rasch vordrangen. Die heute rumänischen Huzulen gehören zu ihren Nachkommen, ebenso die heute polnischen Gebirgsbewohner um Teschen und die jetzt tschechischen Hirten der sogenannten Mährischen Walachei in den Beskiden im Flußgebiete der beiden Betschwen.

Wir ersehen, die Wlachhirten haben sämtliche Alpen der Hämushalbinsel und weiter hinaus gegen Nordwest, sowie auch die ganzen Karpathen und Beskiden mit ihren Schafherden erfüllt und mit ihrem, auch von uns so geschätzten Brimsenkäse (rumänisch brinză) den Bewohnern ein wertvolles Nahrungsmittel zugeführt. Auf dem Balkan bauten sie — wie mich Jireček brieflich belehrt — den awarischen Chaganen, slawischen Knezen, türkbulgarischen Kauchanen, Boljaren und Bagaïnen Türme und Hütten von Stein (wie heute die makedorumänischen Bauleute vom Pindus, Grammos,

¹ W. Tomaschek, Zur walachischen Frage, Zs. f. d. österr. Gymn. XXVII, 1876, S. 343.

² Hunfalvy, S. 89.

Peristeri), schmiedeten ihnen Geschmeide von Silber und Gold (wie nachher die Goldschmiede von Moschopolis bei Koritza in Mittelalbanien, Wlachoklisura und Psoderi bei Florina), nähten ihnen bunte Beinkleider usw.

Sie gingen in Hunderttausenden unter den Völkern auf, in deren Gebieten sie weideten, und nahmen ihre Sprachen an. In diesen ihren Adoptivsprachen fanden sie jedoch für ihr ihnen eigentümliches Schafhirtenleben und die Milchwirtschaft die nötige Nomenklatur nicht vor, daher behielten sie dafür ihre rumänischen Ausdrücke bei, welche fortan in allen den Adoptivsprachen fortleben. Doch gibt es einen Begriff, für welchen auch in ihrer, zuvor ebenso adoptierten romanischen Mundart kein Ausdruck vorkommt: das Hirtenlager, für diesen haben sie das Wort cătun:

Ein wanderhirtliches Anwesen, zugleich Steuereinheit, heißt in den altserbischen Quellen klėtište, die Statt einer klét (Urkunde des bulgarischen Klosters Rila 1378).¹ Klét bedeutet slawisch ‚Hütte, Käfig und Ähnliches‘, dem entspricht gotisch hlēthra ‚Zelt, Hütte‘.² Eine Anzahl solcher klėtište, geflochtener Jurten, bildete einen k a t u n, Hirtenlager, wanderndes Hirtendorf, Horde. Dem rumänischen katun entspricht türkisch (speziell kirgisisch) kotan, ein auf offenem Felde eingezäunter Platz, wo die Schafe nächtigen.³ Miklosich (E. W. s. v. katunü) hält diese Zusammenstellung für zweifelhaft, wiederholt jedoch seine frühere Ableitung des rumänischen Wortes von romanisch cantone⁴ nicht mehr, hat sie offenbar aufgegeben.

Pallas⁵ über die Kalmüken: Die Dorfschaften oder Nachbarschaften, welche immer auf einem Platz beisammen ihre Filzhütten aufschlagen und ihre Herden zusammen weiden, pflegen aus etwa 10 oder 12 Familien zu bestehen und werden chotton oder chottun genannt, welches etwa einen Hof oder Kreis bedeutet, weil sie sich am liebsten in dieser Figur lagern. Der Älteste im Chottun, dem die Aufsicht der Bewohner zusteht, wird Chottuni-Acha genannt. Das Kalmükische Gesetzbuch (Anfang des 17. Jh.) bestimmt: Welche einander an den Grenzen beunruhigen

¹ Jireček, Bulgarien, S. 119.

² Miklosich, Etym. Wtbch., Wien 1886, S. 119. — Ob es die Goten von den Pontusnomaden empfangen haben?

³ Vámbéry, Cagataische Sprachstudien, Leipzig 1867, S. 315.

⁴ Miklosich, Alban. Forschungen, 1871, II, S. 10, Nr. 130.

⁵ Pallas, Sammlungen hist. Nachrichten ü. d. mongol. Völkerschaften. St. Ptbg. 1776 S. 190, 195.

und kleine Aimaks oder Chottons zerstören, ohne eben einen öffentlichen Krieg zu führen, sollen das Geraubte zurück und zur Buße 100 Panzer, 100 Kamele, 1000 Pferde . . . hergeben. — Nach Georgi¹ zerfallen die Burjäten in viele, meistens kleine Stämme, und diese zum Teil in Geschlechter (Aimak) . . . Ein Chotton besteht aus 10—12 Familien und gleicht einem Dörfchen. Ein solcher Haufe zieht, wohnt und weidet zusammen. — Nach Vámbéry's mündlicher Mitteilung ist chotton, richtiger kotun ein alttürkisches Wort und stammt von kot ‚Grube‘ ‚Höhle‘, die Form kotun ist bei den Tataren Ostsibiriens üblich. Man sieht, kotun der Kirgisen, Kalmüken, Burjäten, ost-sibirischen Tataren und wohl auch anderer altaischen Schafnomaden bedeutet genau dasselbe, was cätun der wlachischen Schafnomaden: dieses Wort ist demnach im Rumänischen ein Überrest, welchen die Wlachenhirten von ihrer ursprünglichen altaischen Sprache herübergerettet haben, und man braucht sich nicht mehr darüber den Kopf zu zerbrechen, wer die Vermittler dieses Wortes waren.

* * *

Die Wlachenhirten förderten durch Beistellung ihrer zahllosen Saumrosse einen großartigen Karawanenhandel wesentlich und ermöglichten dadurch den Verkehr zwischen Kulturvölkern und den wilden Horden Osteuropas einzig. Gegen ihre Schuld als Späher und Wegweiser der türkischen Unholde, welche von Marquart jüngst so zutreffend charakterisiert sind,² darf man auf die Erpressungen der Landesherren und deren Beamten, die keine Gegenliebe wecken konnten, hinweisen. Ihrer Verwüstung und Verkarstung der Gebirge steht die gleichwertige bäuerliche Bodenbestellung gegenüber. Sie waren räuberisch gegen die Bauernschaft, litten aber selbst genug von bäuerlichen Viehräubern. Wie oft standen sie mit ihren Herden ratlos da auf den hastigen Wanderungen von Berg zur Küste und zurück, wenn sie nicht wußten, wo sie sich hinwenden und morgen weiden sollten. Und wenn die hungrigen Schafe eine nachlässig gezäunte Saat abweideten, kam ihnen dieser

¹ [Georgi], Beschreibung aller Nationen d. Russ. Reichs. St. Ptbg. 1776—80 S. 420.

² Marquart, Über das Volkstum der Komanen.

Feldfrevel teuer genug, 50 Dukaten und Schadenersatz. Daß die Ansässigen in Stadt und Land den kostbaren Käse, die Zufuhr von Salz, Metallen und vielem andern ihnen allein verdankten, hat ihnen niemand gutgeschrieben. Sie haben viel Unrecht gestiftet, selbst aber kein geringeres erlitten, was Wunder dann, daß sie die Ansässigen haßten und nur auf den Bergen sich nach ihrer Art heimisch fühlten, in Ruhelosigkeit Ruhe fanden, stolz auf ihre Freiheit, geringschätzend gegen die hörige unwissende Bauernschaft, welche sich in keiner Beziehung mit ihnen messen konnte. Stets der Amboß, schwangen sie gelegentlich den Hammer mit umso heißerer Rache. Die Kulturländer, in denen sie ein teuer erkauftes, sehr schwankendes Gastrecht genossen, sind ihr großer Friedhof, im Schatten der Wilden wurden ihre Söhne — doch Abkömmlinge pflugscheuer Hirten — Herren und Bebauer der fruchtbarsten Gebiete Europas, um deren Ernten sich der Weltkrieg gegenwärtig dreht.

Von urkräftiger, aber nichts weniger als vornehmer Abkunft, erhielten die Rumänen von germanischen, romanischen und slawischen Gelehrten ruhmvolles römisches Blut in ihre altaischen Adern zugesprochen, und die Einwendungen von J. Benkő, Transsilvania I. Wien 1778, S. 447; Fr. S. Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens, II. Wien 1781, S. 53, ja sogar die wuchtigen Widerlegungen von Robert Roesler und Paul Hunfalvy fanden wenig Anklang.